

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

- Marie Carrière/Patricia Demers (eds.), *Regenerations. Canadian Women's Writing / Régénérations. Écriture des femmes au Canada*, Edmonton: The University of Alberta Press 2014 (Elisabeth Tutschek)
- Denyse Baillargeon, *Brève histoire des femmes au Québec*, Montréal : Boréal, 2012 (Francine Descarries)
- Éric Bédard, *L'Histoire du Québec pour les nuls*, Paris : Éditions First, 2012 (Yves Laberge)
- Renée Legris, *Le Téléroman québécois 1953-2008*, Québec: Septentrion, 2013 (Christoph Vatter)
- Valentina Adami, *Bioethics through Literature: Margaret Atwood's Cautionary Tales*, Trier: wvt, 2011 (Dunja M. Mohr)
- Tomáš Pospíšil (ed.), *The Five Senses of Canadian Cinema*. Brno Studies in English 39, 2, 2013 (Anthony Enns)
- Aurélien Boivin, Hans-Jürgen Lüsebrink, Jacques Walter (Hrsg.), *Régionalismes littéraires et artistiques comparés. Québec/Canada – Europe. Questions de communication*. Série actes 22, 2014 (Rolf Lohse)
- Rosemary Chapman, *What Is Québécois Literature: Reflections on the Literary History of Francophone Writing in Canada*, Liverpool, UK: Liverpool University Press, 2013 (Marie Carrière)
- John English, *Ice and Water: Politics, Peoples, and the Arctic Council*, Toronto: Allen Lane, 2013 (Petra Dolata)
- Eddy Weetaltuk in Zusammenarbeit mit Thibault Martin, *Mein Leben in die Hand nehmen – Die Odyssee des Inuk E9-422*, übersetzt aus dem Englischen und Französischen von Rolf Sawala, herausgegeben von Helga Bories-Sawala, Hamburg: Dobu Verlag, 2015 (Elke Nowak)
- George Copway, *The Traditional History and Characteristic Sketches of the Ojibway Nation*, Early Canadian Literature Series, Afterword by Shelley Hulan, Waterloo, Ontario: Wilfrid Laurier University Press, 2014 (Michael Friedrichs)
- Gordon W. Smith, *A Historical and Legal Study of Sovereignty in the Canadian North: Terrestrial Sovereignty, 1870-1939*, Calgary: University of Calgary Press, 2014 (John Woitkowitz)
- Robert Zacharias, *Rewriting the Break Event: Mennonites & Migration in Canadian Literature*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2013 (Lutz Schowalter)

Marie Carrière/Patricia Demers (eds.), *Regenerations. Canadian Women's Writing / Régénérations. Écriture des femmes au Canada*, Edmonton: The University of Alberta Press 2014 (310 pp.; ISBN 978-0-88864-627-9; CAD 39,95)

Der vorliegende Band erschien 2014 und wurde durch eine im Frühling 2015 veröffentlichte digitale Version vervollständigt. Diese Publikationsstrategie verweist nicht zuletzt auf ein zentrales Thema bzw. Anliegen des Bandes: Die Aufmerksamkeit gilt den Publikationsbedingungen, Publikationsmöglichkeiten und Publikationsmedien, die kanadische Frauenliteratur und feministische Kritik für ein breites Publikum zugänglicher werden lassen. Die Publikation ist das Produkt einer Zusammenarbeit zwischen der Bibliothek der University of Alberta, der University of Alberta Press, des CWRC (The Canadian Writing Research Collaboratory) und des CLC (Canadian Literature Centre). Gemäß dem Nachwort besteht ihr Ziel darin, die Veränderungen der Beziehungen zwischen den verschiedenen Institutionen im Wandel der Zeit und den Rezeptionsradius von einschlägigen Forschungsarbeiten am Beispiel Kanada in den Blick zu nehmen. Angesichts des sich verändernden Schreib- und Leseverhaltens im Zeitalter des Internets sprechen die Autor_innen von einem *digital turn*. Der Sammelband selbst entstand aus den Vorträgen, die 2010 im Rahmen der Canadian Women Writers Conference 7 des Colloque écritures des femmes au Canada gehalten wurden. An der Konferenz nahmen u.a. Nicole Brossard und Lucie Hotté sowie die Herausgeber_innen selbst teil.

Die im Sammelband publizierten Beiträge analysieren das Schreiben und die kulturelle Produktion von Frauen in Kanada vom 19. Jahrhundert bis heute, wobei transnationale, transkulturelle und transgenerationale Perspektiven in ihrem Verhältnis zu aktuellen Möglichkeiten der Kommunikation und Archivierung in den Blick genommen werden. Die vier Abschnitte, die auf ein zweisprachiges Vorwort folgen, wechseln

zwischen englischer und französischer Sprache und stehen in einem Dialog zueinander. Die Bewegung, die durch das Hin und Her zwischen den Sprachen entsteht, spiegelt sich auch in den vier Teilen und deren Überschriften wider: „I. Au fil de la narration“, „II. Back to the Future“, „III. Des contextes minoritaires“ und „IV. Women in Movement“. Die einzelnen Artikel sind, wie schon gesagt, entweder auf Englisch oder Französisch verfasst, was der bilingualen Tradition kanadischer feministischer Projekte entspricht, die insbesondere seit den 1960er Jahren auf interlinguistischen Austausch setzen. Dank dieser Bewegung zwischen Mehrheits- und Minderheitssprache wird ersichtlich, wie sehr die anglokanadische Frauenliteratur letztlich mit der *écriture au féminin* verbunden, ja ein Teil von ihr ist.

Die Herausgeberinnen versuchen zudem, nicht nur die dem Leser_innenpublikum bekannte *écriture au féminin* im Wandel der Zeit darzustellen, sondern auch Texte vorzustellen, die wenig rezipiert wurden, nicht in Vergessenheit geraten sollten und das Phänomen der *écriture au féminin* gewissermaßen erweitern bzw. vervollständigen. Der Beitrag von Mary McDonald-Rissanen („Crooked Ribs, Modern Martyrs, and Dull Days“, Kapitel 10) bietet ein Beispiel dafür, wie das Erforschen von nicht publiziertem Material – im vorliegenden Fall handelt es sich um Tagebücher und Briefe von Frauen auf Prince Edward Island aus dem späten 19. und dem frühen 20. Jahrhundert – ein neues Licht auf stereotype Frauenbilder der Epoche wirft und diese verschiebt. Sheena Wilson („Recuperating Oblivion in *The Displaced View* (1988)“, Kapitel 12) illustriert ihrerseits am Beispiel der japanisch-kanadischen Filmemacherin Midi Onodera und ihren experimentellen Produktionen, wie wichtig es ist, vergessene Verbindungen wieder herzustellen und zu beleben, sowohl solche zwischen den Generationen als auch zwischen den Medien. Die Auseinandersetzung mit Midi Onodera erlaubt es Sheena Wilson darüberhinaus, sich kritisch mit dem Modell des kanadischen Multikulturalismus

zu befassen. Onodera's Werk kritisiert den zwischen Ideologie und sozialer Praxis angesiedelten Begriff, der, anders als er es verspricht, diverse Sprachen und Kulturen nicht integriert, sondern ethnokulturelle Gruppen von der kolonialen kanadischen Identität abgrenzt und marginalisiert. In ihrem kreativen Schaffen distanziert sich Onodera vom Konzept des Multikulturalismus zugunsten von Interkulturalität. Wilson erläutert strukturiert, wie die Filmemacherin dieses theoretische Paradigma, das Transformation und Neuerfindung durch Interaktion ermöglicht, in *The Displaced View* bearbeitet. Um die Bedeutung der neuen Medien für die Kommunikation – und ihre „Erneuerung“ – zwischen Schriftsteller_in und Leser_in geht es schließlich in Maité Snaawaerts Beitrag, der Catherine Mavrikakis gewidmet (Kapitel 15) und der als Antwort auf Nicole Brossards „Au fil de la narration et des générations“ zu verstehen ist (Kapitel 1). Am Beispiel von Catherine Mavrikakis' *e-carnets* und ihrer Radiosendung *Rêvez pour moi* (Radio Spirale) diskutiert Maité Snaawaert, wie die Schriftstellerin sich nicht nur moderner Medien bedient, sondern diese als Reflexionsflächen unserer Zeit und unseres Verhältnisses zu sowie unseres Interagierens mit den Medien versteht.

Im Zentrum des hier besprochenen Bandes stehen also das Schreiben, Publizieren und Lesen als spiralförmige interaktive Praxen, wobei insbesondere die Bedeutung der neuen Medien und die daraus entstehenden neuen Formen der Zusammenarbeit sowie insgesamt des Denkens, Schreibens und Lesens in den Blick genommen werden. Was etwas zu kurz kommt, ist die Problematisierung der Genderpolitik, die daraus folgen könnte, sowie eine erweiterte Definition von *écriture au féminin* im Spannungsfeld von Literaturgeschichte, Kanonisierung und digitalen Forschungsmöglichkeiten.

Wie bei den Überschriften der vier Abschnitte könnte man auch dem Titel des Bandes Auslassungspunkte hinzufügen – *Régénérations ...* –, die für all jene Texte stehen, die unsichtbar bleiben und noch

eingefügt werden könnten; die eine Aufzählung der unzähligen Werke suggerieren, die es zu ergänzen gilt, die unbekannt oder noch nicht erfasst sind; die seine Offenheit unterstreichen – *to be continued* – und auf eine digitale Weiterführung hoffen lassen, was wiederum die Bedeutung der vernetzten Zusammenarbeit im Sinne der Frauenliteratur unterstreicht. Neben einer Webpublikation im herkömmlichen Format gibt es nämlich auch noch eine *open access* Version. Sie wurde unter der Leitung von Susan Brown an der *University of Alberta* und der *University of Guelph* als Prototyp einer dynamischen *online* Publikation und als Alternative zum traditionellen *e-book* entwickelt (<http://voyant-tools.org/?skin=dtc&corpus=1369422830248.654&docId=d1369370428939.32fbacc2-e8a2-5bcc-461e-7c4f81699195>). In ihr lässt sich nicht nur blättern, sondern mit Hilfe eines mit dem Index verknüpften Inhaltsverzeichnisses lassen sich Informationen suchen und neu verbinden. Dadurch eröffnet sich die Möglichkeit, beim Browsen semantische Cluster herauszufiltern und hervorzuheben, diese nach eigenen Interessen zu ordnen, wobei das Inhaltsverzeichnis individuellen Forschungsschwerpunkten entsprechend neu organisiert werden kann. Diese Übertragung der Druckversion ins Web 2.0 ist nicht nur innovativ, sondern hebt hervor, wofür kanadische Frauenliteratur seit jeher steht: Übersetzung und/in Zusammenarbeit.

Elisabeth Tutschek

Denyse Baillargeon, *Brève histoire des femmes au Québec*, Montréal: Boréal, 2012 (281 pp.; ISBN 978-2-7646-2205-6; CAD 21,95)

L'intérêt de *la Brève histoire des femmes au Québec* est de nous proposer dans une langue vivante et accessible une synthèse actualisée de l'histoire des femmes au Québec, de la Nouvelle-France à nos jours. Avec l'intention de manifester « ce qui la distingue et permet de mieux l'appréhender », Denyse Baillargeon s'appuie sur

des travaux récents pour aborder cette histoire à partir d'un triple questionnement : quel rôle ont joué les femmes dans le développement de la société québécoise depuis les premiers temps de la colonie ? Quelle place leur a été réservée dans cette société ? Et, enfin, comment s'inscrit leur histoire dans celle de la société entière et s'expliquent les mutations observées ? Un des objectifs premiers de l'auteure au vu de ces trois questions est incontestablement de sortir de l'ombre le rôle vital joué par les femmes dans la transformation de la société québécoise. Cependant, une autre intention sous-tend son propos et le traverse, celle de faire apparaître « dans le cadre souvent étroit des contraintes qui pesaient sur elles et des normes qui dictaient leur conduites » les différentes configurations de leur résistance au patriarcat au fil des siècles,

Affichant les « idées fortes » d'un féminisme assumé, celle notamment de division sociale des sexes, d'articulation complexe entre sphère privée et sphère publique et de la construction sociale des identités sexuées variables dans le temps et l'espace, Denyse Baillargeon n'hésite pas, dès la première page du manuscrit, à déboulonner le mythe d'un Québec qui aurait été, sinon serait encore, une société matriarcale. Sans insister indûment ni lourdeur, elle déconstruit progressivement cette fable à travers l'évocation d'un patriarcat qui s'est appliqué à restreindre les droits des femmes et leurs champs d'activités. Le ton est donné, c'est une analyse sociopolitique féministe située que nous propose l'auteure des grands phénomènes et événements dont il faut tenir compte pour comprendre les particularités de l'histoire des femmes au Québec, en exposer la complexité et donner sens à leur expérience. Autrement dit, une analyse ancrée dans l'histoire générale du Québec et indissociable des grands courants de fonds, idéologique, politique et économique qui en ont tissé la trame historique depuis l'époque de la colonisation.

Le lectorat avide d'une narration linéaire et factuelle n'y trouvera pas son compte, mais ceux et celles qui sont intéressés à voir

comment l'histoire des femmes nous oblige à repenser l'histoire nationale, et bien sûr celle des femmes, y trouveront un ouvrage riche d'enseignements et novateur.

Écrire une synthèse historique n'est jamais simple en soi. À plus forte raison, s'il s'agit d'inscrire un horizon temporel qui se déploie sur plus de trois cents ans dans les limites éditoriales imposées par une collection qui s'appelle « Brève histoire », le défi est d'autant plus difficile à rencontrer. Denyse Baillargeon réussit cependant à le relever avec intelligence. Soucieuse de ne pas s'éparpiller et consciencieuse que « la richesse de la recherche rendait illusoire d'en faire une synthèse exhaustive », elle choisit judicieusement de s'arrêter à six thèmes majeurs abordés sous l'éclairage des « courants de fond » qui ont traversé la société québécoise. Les six thèmes retenus sont la démographie, le travail salarié et domestique à l'aune de la transformation des modes de production, la religion, l'éducation, le droit et les rapports des femmes à l'État et, enfin l'engagement social et politique des femmes. Si ces thèmes constituent la charpente de l'ouvrage, ils sont par ailleurs inégalement traités dans les différents chapitres, sans doute pour des raisons d'espace, mais plus fondamentalement de manière à assurer la fluidité du propos et de l'aiguiller sur les tendances fortes que l'auteure souhaite mettre en évidence.

D'emblée l'auteure affirme que l'influence de l'Église catholique dès les premiers temps de la Colonie, la prégnance de la question nationale dans la société québécoise à partir du XIXe siècle et, plus récemment, la forte présence d'un mouvement féministe québécois dont les acquis se voient cependant dorénavant menacés par les politiques néolibérales et la contestation du « modèle québécois », sont les « lignes de force » qui confèrent sa particularité à l'expérience historique et quotidienne des Québécoises. Une expérience, et cette thèse traverse le livre, également profondément marquée par l'évolution du capitalisme marchand, puis industriel et néolibéral. Ce qui explique la place importante qu'occupe

dans le livre l'analyse des effets de l'industrialisation et de l'urbanisation sur l'identité, le travail et la place des femmes dans la société québécoise, ainsi que ceux inscrits dans les mutations démographiques et migratoires.

Cela étant, le mode de présentation retenu par l'auteure permet de voir comment et combien l'expérience des femmes est marquée par les représentations sociales de la féminité et de la maternité qui prévalent à chacune des périodes considérées et modulée par la place qui leur est consentie dans les sphères publique et privée selon les conjonctures socio-culturelles et politiques. S'appuyant sur des travaux déjà publiés et également sur ses propres recherches sur la maternité et le travail des femmes, Denyse Baillargeon s'attache donc plus particulièrement à mettre en lumière l'évolution des rôles et des responsabilités assumées par les femmes au sein de la société québécoise et à dégager les principaux enjeux des luttes qu'elles ont menées pour élargir leur espace d'autonomie et d'implication sociale et citoyenne au fil des époques.

L'effort de Baillargeon pour présenter, en autant que cela soit possible dans l'état actuel des connaissances, une histoire inclusive face aux lacunes de l'historiographie traditionnelle, l'amène à tracer sur quelques pages un portrait, généralement escamoté, de la situation des femmes autochtones au moment de l'arrivée des Français. Elle s'attache à décrire leur mode de vie, surtout en ce qui concerne leurs rapports avec les hommes et leur contribution essentielle à l'organisation et à la survie des sociétés autochtones du nord-est de l'Amérique. Elle se montre d'ailleurs attentive, et c'est là un mérite évident de cet ouvrage, à traverser les siècles de l'histoire collective du Québec à partir du point de vue de toutes les femmes, de ce qui les réunit tout comme de ce qui les sépare selon leur origine ethnique, leur classe sociale, leur religion, leur place sur le marché du travail, au regard tant des grands phénomènes historico-politiques que des repères propres à l'histoire des femmes et à

l'évolution de leurs revendications et de leurs luttes.

En huit chapitres concis, structurés autour d'un découpage chronologique inédit, l'auteure nous propose une interprétation de la division du temps des femmes québécoises qui s'éloigne des découpages androcentriques généralement utilisés, car établie en fonction des temps charnières qui ont entraîné l'expérience des femmes dans de nouvelles directions, pour, précise-t-elle « des raisons qui relèvent parfois d'un facteur unique, mais le plus souvent d'un ensemble de facteurs économiques, idéologiques, politiques et autres ». Une personne qui, comme moi, a appris une histoire *mainstream* du Québec et du Canada se surprendra, par exemple, de ne pas retrouver la date de la Conquête comme moment de césure. Pour Baillargeon, du point de vue des femmes, une telle césure n'a pas sa raison d'être puisque la vie quotidienne des femmes et le mode de production domestique n'ont été que très peu bouleversés dans les premiers temps du régime britannique, alors que l'arrivée, à partir des années 1780, d'une immigration britannique aura une incidence beaucoup plus marquée au regard de l'établissement de nouvelles structures politiques et du bouleversement du « visage sociodémographique de la société francophone et catholique ». De même, en évitant de marquer le temps par les guerres ou les soubresauts constitutionnels, l'auteure nous convainc que l'évolution du travail des femmes et les avancées juridiques et sociales qu'elles arrachent de haute lutte constituent de bien meilleurs marqueurs de la temporalité de leur histoire propre.

C'est donc sur la période du Régime français mais aussi des débuts du Régime britannique que Baillargeon aborde l'histoire sociale des femmes pour rappeler à quel point, bien que les deux sociétés soient marquées par une division sexuelle du travail assez rigide, « la place des femmes dans les sociétés françaises et autochtones à l'époque de la colonisation de la vallée du Saint-Laurent » était radicalement diffé-

rente. Elle s'attache d'abord à souligner un aspect, trop longtemps ignoré par l'histoire, à savoir combien l'installation des colons français bouleversera progressivement l'organisation des sociétés autochtones et, en particulier, la qualité et la nature des rapports entre les femmes et les hommes au sein de celles-ci. Par la suite, en mettant l'accent sur le travail des pionnières, la diversité de leurs charges et responsabilités familiales, leur statut juridique et leur indispensable apport à l'établissement et à l'exploitation du territoire, elle en arrive néanmoins à conclure que, malgré une croyance populaire à cet effet et l'existence d'une certaine latitude d'agir accordée aux filles du Roy et à leurs héritières, la période de la colonisation française ne correspond en rien à un « âge d'or ». Les femmes de la société coloniale française, affirme-elle « subissent tout autant la domination masculine, même si celle-ci a sans doute pris des formes différentes ».

Le second chapitre couvre la période 1740-1840 et illustre à quel point, plus que la Conquête, c'est l'arrivée d'une importante vague d'immigration britannique qui viendra progressivement modifier le portrait sociodémographique de la société francophone et catholique, tandis que la consolidation de la société coloniale britannique aura une forte incidence sur l'évolution des droits politiques et juridiques des femmes, dans un Bas-Canada qui demeure néanmoins préindustriel.

Le chapitre trois s'intéresse à la courte période de 1840-1880 qui voit l'instauration progressive d'un ordre capitaliste industriel. L'urbanisation, la financiarisation et la bureaucratization de l'économie qui s'amorcent alors, différemment pour les populations francophones et anglophones, transforment en profondeur les relations de classe et de genre au sein de la société québécoise. Au cours de la période suivante, 1880-1920, qui fait l'objet du chapitre 4, les phénomènes d'industrialisation et d'urbanisation rejoignent davantage les femmes et mènent à l'intégration, pour la première fois, d'un certain nombre d'entre

elles, des célibataires pour la plupart, au marché du travail rémunéré hors les emplois liés à la domesticité. C'est aussi la période des premières brèches dans un système d'éducation postsecondaire jusque-là réservé exclusivement aux hommes. Il s'agit d'une période fondatrice pour les femmes qui se regroupent au sein de différentes organisations, souvent départagées sur une base linguistique ou religieuse, pour entreprendre des actions collectives d'entraide à l'égard des femmes et des familles les plus démunies des grands centres urbains, mais aussi pour militer en faveur des droits des femmes et de l'obtention du droit de vote. Malgré l'opposition des élites traditionnelles canadiennes-françaises, l'octroi du droit de vote aux Québécoises par le gouvernement fédéral, au terme de la première guerre mondiale, inaugure les changements à venir.

Le chapitre 5 s'attache à la période de l'entre-deux-guerres, 1920-1940 qui se distingue par l'émergence de nouveaux modèles de féminité et une plus grande présence des femmes dans l'espace urbain et associatif, bien que leurs rôles et places dans la société continuent d'être largement définis par un cadre culturel et juridique traditionnel. Sans transformer de manière fondamentale les rapports de genre, le quotidien des femmes sera de plus en plus façonné par une « modernité » par ailleurs décriée par les élites traditionnelles qui y voient une menace à la féminité des femmes et aux « assises » traditionnelles de la société québécoise.

Au chapitre 6, Denyse Baillargeon nous amène à voir une société en profonde mutation. Si la période débute en 1940 avec l'obtention du droit de vote au provincial, elle se termine en 1964 sur l'adoption du projet de loi 16 qui met un terme à l'incapacité juridique des femmes mariées et proclame l'égalité des conjoints. C'est un pas d'importance vers l'obtention de la pleine et entière égalité juridique des femmes qui sera au cœur de l'intensification des luttes menées par le mouvement des

femmes dans la période suivante. Mais déjà, une « parole féminine dissidente » s'élève pour réclamer des mesures correctrices orientées vers l'acquisition des pleins droits juridiques pour les femmes mariées, l'accès à la contraception et l'instauration de politiques favorables aux femmes. Si l'époque est encore traversée par un discours traditionaliste sur les rapports de genre et que les médias continuent de refléter une « image plutôt conformiste de cette période où la contestation est pratiquement absente et où le modèle de la famille nucléaire, dont les femmes occupent le centre, est présenté comme la norme endossée par tous », les transformations de l'organisation sociale provoquées par la participation des femmes à l'effort de guerre, l'intensification et la diversification de leur présence sur le marché du travail et de l'action syndicale, l'entrée dans la société de consommation, le déclin progressif du taux de natalité ainsi que de nombreuses premières dans les domaines législatif et professionnel sont autant d'événements et de phénomènes évoqués par Denyse Baillargeon pour, d'une part, rendre compte de l'important décalage qui s'instaure entre l'idéologie traditionnelle et les pratiques quotidiennes des femmes et, d'autre part, témoigner de l'existence d'une parole féministe contestataire.

Le chapitre 7 s'ouvre sur la révolution féministe qui conduit à une dénonciation collective des règles, normes et institutions qui maintiennent les femmes dans une situation d'inégalité et entraînent des bouleversements sans égal, « une empreinte indélébile ». L'enjeu, observe l'auteure, devient l'obtention d'une autonomie complète pour les femmes dans toutes les facettes de leur vie, y compris le contrôle de leur capacité reproductive dans une conjoncture où la question nationale est aussi omniprésente et divise les femmes entre elles. L'éclatement du modèle de la ménagère vivant sous la dépendance économique d'un mari pourvoyeur en place depuis le XIXe siècle constitue sans doute l'une des premières conséquences de cette

dénonciation souvent virulente « des rôles et du statut des femmes [...] alors que le visage et la fonction de la famille se modifie radicalement sous l'effet du recours massif à diverses méthodes contraceptives, une baisse drastique de la fécondité, [...] les désunions conjugales », la réduction de la taille des familles et la progressive insertion des femmes dans le marché du travail et la sphère publique.

Le dernier chapitre se déploie sur un ton plus alarmiste quant à l'avenir et les capacités de ralliement du mouvement des femmes dans le contexte actuel. Les observations de l'historienne laissent entrevoir les inquiétudes de la militante face à une société néolibérale qui menace des acquis obtenus de haute lutte. Déjà ébranlé par l'horrible tuerie de l'école polytechnique en 1989, le mouvement des femmes, observe Baillargeon, bien que demeurant fort actif, doit dorénavant composer avec un antiféminisme latent au sein de la société québécoise. Et cela, alors que sous l'effet de « la montée du néolibéralisme, le désengagement de l'État dans les programmes sociaux et la récurrente remise en cause du « modèle québécois », les femmes, estime-t-elle, « vivent une époque de reculs » et voient leurs droits questionnés, alors que les mains-d'œuvre féminines les plus vulnérables sont souvent exposées à une double discrimination raciale et sexuelle. À l'appui de cette assertion, Baillargeon énumère certains des problèmes irrésolus introduits par les accommodements raisonnables, les nouvelles technologies de la reproduction, le travail atypique, l'équité salariale, la faible représentation politique des femmes aux lieux de pouvoir, le décrochage social des garçons et le brouillage des identités genrées. Elle insiste également sur les dissidences et tensions générées au sein du mouvement des femmes par les débats sur la question nationale, le voile, l'hypersexualisation et la prostitution « pour démontrer, entre autres, que la sexualité et le corps des femmes représentent plus que jamais une question fondamentale du féminisme qu'il parvient difficilement à

trancher.» Dans un tel contexte, conclut-elle « le mouvement des femmes doit se redéfinir », élargir ses terrains de luttes et prendre en considération la nouvelle donne introduite par la diversification de la composition de la société québécoise et l'appartenance de plusieurs des nouveaux arrivants à des communautés culturelles et religieuses dont les pratiques s'éloignent sensiblement des pratiques de la majorité. C'est donc en se questionnant sur la définition même du féminisme que Denyse Baillargeon nous invite indirectement à poursuivre la réflexion.

Ce livre ne dit pas tout, bien évidemment, mais sa ligne de force est de nous amener à comprendre que la structuration historique des rapports sociaux de sexe, et plus particulièrement le rapport des femmes à la fécondité, à la maternité, à la famille, au travail de même que leur implication sociale et politique se construisent en étroite relation et interdépendance avec les grands moments, les grandes tensions de l'histoire générale du Québec. Une autre contribution importante de cette reconstitution historique genrée de l'histoire des femmes est d'actualiser cette lecture en accordant une attention particulière aux marqueurs classe, statut civil, ethnicité qui, en interaction avec le genre » et diverses instances économiques, sociales, politique et idéologique, forcent à voir, au-delà des conditions socio-politiques communes qui les définissent comme femmes, la diversité des vécus historiques des unes et des autres.

Bref la synthèse proposée par Baillargeon, nous aurions été prête à en lire davantage, ne fait pas « qu'ajouter à notre compréhension du passé ». Elle va au-delà d'une simple narration, elle éclaire le jeu des forces sociales en tension qui ont « aussi bien provoqué des avancées que des reculs » pour les femmes québécoises. Elle constitue aussi un jalon important de la démarche menée par les féministes depuis plus de quarante ans pour faire sortir de l'ombre la contribution des femmes de la périphérie dans laquelle la mémoire collective les a relégués, faire sens de leur con-

tribution et les poser comme sujet de l'histoire. Ce qui fait de cette *Breve histoire* un livre un incontournable pour qui s'intéresse à l'histoire des femmes et à l'histoire sociale du Québec.

Francine Descarries

Éric Bédard, *L'Histoire du Québec pour les nuls*, Paris : Éditions First, 2012 (xx+394 pp.; ISBN 978-2-75403-885-0; € 22,95)

L'historien Éric Bédard a produit une synthèse de l'histoire nationale du Québec dans la célèbre collection « pour les nuls » (aussi connue sous le nom « *for dummies* »). Comme il se doit, l'auteur procède chronologiquement en partant de la présence amérindienne, des premiers explorateurs européens, des débuts de la colonisation, des guerres et des alliances, du peuplement du Québec et de son évolution, tout en présentant le Québec contemporain. Naturellement, les grandes mutations du Québec moderne y sont décrites et mises en contexte : l'industrialisation, les crises, les efforts de guerre, le duplessisme, la Révolution tranquille, et bien sûr le rêve de la souveraineté du Québec. Les dernières pages présentent des célébrités québécoises, des symboles québécois, des lieux célèbres du Québec. Comme tous les titres de cette collection, l'ouvrage est d'abord destiné aux néophytes mais offre néanmoins un certain esprit comparatif, même s'il procède systématiquement par des capsules d'information tenant souvent en un seul paragraphe par sujet, ce qui a parfois le défaut de rester superficiel. Même les adolescents pourront l'apprécier.

On pourrait reprocher à l'auteur, historien et professeur, de ne pas avoir inclus de notes en bas de page pour indiquer ses sources; mais on devine que cette exigence lui était dictée par l'éditeur qui a relégué la bibliographie en annexe (voir l'avertissement, p. 2). Les proportions et l'équilibre entre les différentes époques pourraient être discutés : ainsi, pourquoi seulement

une quarantaine de pages pour couvrir les débuts de la Confédération canadienne, alors que la période coloniale anglaise totalise 133 pages ? Et pourquoi réduire le régime français s'étendant sur plus de deux siècles à seulement 64 pages? On peut conclure que les historiens seront toujours limités par l'espace disponible et qu'aucun ouvrage général ne peut viser l'exhaustivité... On ne peut qu'espérer que les éventuels lecteurs de ce livre auront le goût de poursuivre leur réflexion et leurs lectures. Une version en anglais de ce livre est parue en 2013 (*History of Quebec For Dummies*, Wiley, 2013).

Yves Laberge

Renée Legris, *Le Téléroman québécois 1953-2008*, Québec: Septentrion, 2013 (440 pp.; ISBN 978-2-89448-752-5; CAD 39,95)

Seit der Einführung des Fernsehens als Massenmedium ab Anfang der 1950er Jahre hat die frankophone kanadische Provinz Québec eine erstaunliche Vielfalt an Fernsehserien hervorgebracht, die häufig die eigene Geschichte und Gegenwart widerspiegeln und reflektieren. Viele dieser „téléromans“ haben sich als regelrechte Gassenfeger über zahlreiche Fernsehhabende, manchmal auch Jahre hinweg tief ins kollektive Gedächtnis der Québecer Bevölkerung eingeschrieben: *La Famille Plouffe* (1953-1959), *Les Belles Histoires des pays d'en haut* (1956-1970), *Rue des Pignons* (1966-1977), *Le Temps d'une paix* (1980-1986), *Le Parc des Braves* (1984-1988), *Cormoran* (1990-1993), *Montréal P.Q.* (1991-1994), um nur einige der bekanntesten Beispiele zu nennen. Unter den Autoren finden sich auch prominente Vertreter aus dem literarischen und kulturellen Leben der Provinz wie Germaine Guèvremont, Fernand Danse-*rau*, Pierre Gauvreau oder Victor-Lévy Beau-*lieu*, die sich des Mediums Fernsehen bedienten, um Bilder von Québec und seiner Bevölkerung zu entwerfen.

Renée Legris, die sich seit 40 Jahren mit der Geschichte der fiktionalen Radio- und Fernsehgattungen im frankophonen Kanada befasst, legt mit *Le Téléroman québécois 1953-2008* eine umfassende Studie zu diesem Genre vor, das sich als so produktiv für die Hervorbringung kollektiver Identifikationsfiguren und -geschichten Québécois, von „fictions nationales“ (28), erwiesen hat. Es ist Legris ein wichtiges Anliegen, die „téléromans“ bzw. „télééries“ nicht als zweitrangig zu anderen kulturellen Medien zu sehen, sondern als eigenständige Gattung zu etablieren, die zwar auf Theater, insbesondere auf dem „radiroman“ und „téléthéâtre“ aufbaut, aber eigene thematische und filmisch-ästhetische Orientierungen entwickelt hat, eine veritable „écriture téléromanesque“ (12), die neben der Ebene der Dialoge auch die Verknüpfung von Text und Bild umfasst. Im Gegensatz zu vielen anderen Untersuchungen, die in erster Linie soziokulturelle Aspekte verfolgen, bezieht die Verfasserin diese dramaturgisch-ästhetische Dimension des „téléroman“ mit ein. Beginnend mit *14, rue de Gallais*, dem ersten „téléroman“ Québécois, der 1953 ausgestrahlt und von André Giroux geschrieben wurde, bearbeitet die Verfasserin das äußerst umfangreiche Korpus der Québecer Serienproduktion bis in die Gegenwart und fragt, wie soziokulturelle und politische Realität im Genre der Fernsehserie dargestellt werden.

Das Buch enthält acht umfangreiche Teile sowie eine hilfreiche Auswahlbibliographie mit den wichtigsten bislang erschienen Veröffentlichungen zum Thema. Die ersten drei Teile sind eher theoretisch angelegt, während die übrigen Kapitel thematische Analysen anhand von Beispielen der wichtigsten Produktionen enthalten, z.B. zur Repräsentation sozialer Milieus oder auch die Entwicklung der Rolle der Frau im „téléroman“.

Am Anfang ihrer Studie führt die Verfasserin in Fragen des Genres sowie der damit verbundenen Schreib- und Produktionsweisen ein, wobei sie die Auswirkungen der Entwicklungen im Bereich der (film)technischen Möglichkeiten auf die Produktion

ebenso berücksichtigt wie die Gruppe der Autoren selbst oder wirtschaftliche Einflussfaktoren. In Teil II diskutiert Renée Legris die Frage, inwiefern der „téléroman“ eine Funktion als Spiegel oder Widerschein („reflet ou miroir“, 70) der Gesellschaft einnimmt. Während sie dies für die ersten Jahrzehnte eindeutig bejaht, konstatiert sie ab 1980 eine Entwicklung zu einem eher lückenhaften und deformierten Abbild („miroir déformant“, 84). Dies stehe im Zusammenhang mit der Ablösung der Moderne durch die Postmoderne, die für Legris auch einen ethisch-moralischen Bruch für den „téléroman québécois“ ab den 1980er Jahren bedeutet sowie mit Kommerzialisierungs- und Ideologisierungstendenzen verknüpft ist, wie sie an der Darstellung von Gewalt und Sexualität aufzuzeigen bemüht ist.

Als besonders reichhaltig und aufschlussreich erweisen sich die thematischen Analysen, in denen beispielsweise die Darstellung der verschiedenen Regionen Québechs oder die Opposition von städtischem und ländlichem Raum über den Untersuchungszeitraum detailreich nachvollzogen werden. Die Entwicklung der Gesellschaft Québechs und ihre Transformationen spiegeln sich auch in den nuancierten Ausführungen zu Männer- und Frauenfiguren wider, bei denen immer auch sorgfältig genre-spezifische Differenzierungen vorgenommen werden, wie z.B. zwischen televisuellen Sittengemälden („téléromans de mœurs“), in denen Frauen zunächst zwar vornehmlich als Mütter und Gattinnen, dann aber auch als aktiv Berufstätige und in anderen sozialen Rollen zu finden sind, und historischen Serien, in denen soziokulturelle Aspekte z.B. in der Zwischenkriegszeit oder während des Zweiten Weltkriegs im Vordergrund stehen. Aufschlussreich sind auch die Kapitel zur Religion und zur Darstellung der kanadischen Ureinwohner, die vor allem in historischen Serienstoffen in Szene gesetzt werden. Im Kontext der Analyse zur Rolle der Religion wird beispielsweise die Rolle des geizigen Séraphin als kollektive Symbolfigur, die ausgehend von Claude-Henri Grignons Buch *Un homme et son péché* (1933) als

zentraler Charakter in *Les Belles Histoires des pays d'en haut* den Weg ins Fernsehen fand, herausgearbeitet.

Der ökonomisch-ästhetische Wandel ab den 1980er Jahren, der auch über den Kontext des „téléroman“ hinaus die gesamte televisuelle Kultur betrifft, äußert sich nach Legris in den Fernsehserien vor allem durch eine exzessive Darstellung von Gewalt und Sexualität („culture de mort, de violence et le fétichisme sexuel“), die von der gesellschaftlichen Realität der Mehrzahl der Québecer weit entfernt sei und deren Ausmaß auch über die Widersprüchlichkeit postmoderner Lebenswelten deutlich hinaus ginge. Wenn sich auch diese Diagnose sicher nicht ganz von der Hand weisen lässt, so befremden bisweilen einige der moralischen Urteile und normativen Setzungen der Verfasserin in diesem Zusammenhang den Leser der ansonsten sehr subtilen Analysen. Nicht zuletzt fallen schließlich auch einige der besonders vielschichtigen und anspruchsvollen historischen Serien, die von Legris auch ausführlich gewürdigt werden, in eben diesen Zeitraum ab Mitte der 1980er Jahre, der sich durch eine größere Anzahl an Produktionen und eine damit verbundene Ausdifferenzierung der Genres auszeichnet, u.a. gefördert durch technische und ökonomische Entwicklungen.

Renée Legris' Buch baut auf zahlreiche Vorarbeiten der Verfasserin auf und schließt durch die Gesamtschau über den Korpus der Fernsehserien Québechs eine wichtige Lücke zur bereits vorliegenden wissenschaftlichen Literatur. Allerdings vermisst der Leser einen Index der behandelten Serien oder zumindest einen konzisen Überblick über den Korpus und seine Strukturierung, die leider nur vage angedeutet wird (z. B. S. 160). Schade ist auch, dass nur wenig aktuelle Forschungsliteratur zum Phänomen des seriellen Erzählens herangezogen wird. Insbesondere die jüngeren betrachteten Produktionen stehen schließlich in Konkurrenz zu beliebten US-amerikanischen Serien und greifen, wie die Verfasserin ausführt, z.T. auf deren narrative-ästhetische Muster zurück. Schließlich wäre

es wünschenswert, das Korpus unter dem Aspekt der Darstellung kultureller Diversität präziser zu untersuchen. Die Überlegungen zur Repräsentation der „Amérindiens“ weisen zwar in diese Richtung, doch birgt die Frage, wann und unter welchen Umständen die „communautés ethniques“ Eingang in die TV-Serien Québecs finden, noch ein großes Forschungspotenzial.

Der vorliegende Band führt breit und kenntnisreich durch beinahe 60 Jahre Québécois Fernseh(serien)geschichte und zeigt auf, wie Medien Gesellschaften und Identitäten widerspiegeln, aber auch prägen können. Am Genre des „téléroman“, der eine wichtige Quelle nationaler Narrative Québecs ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts darstellt, wird dies besonders deutlich, so dass er eine größere wissenschaftliche Aufmerksamkeit als bisher in den Québec-Studien verdient.

Christoph Vatter

Valentina Adami, *Bioethics through Literature: Margaret Atwood's Cautionary Tales*, Trier: wvt, 2011 (190 pp.; ISBN 978-3-86821-281-5; € 21,50)

Bioethics as an interdisciplinary field of study has been around for almost fifty years, but only in the twenty-first century and along with the rise of ecocriticism, environmental and animal studies this important field with its focus on life sciences – the groundbreaking advancements in biotechnology and in genetic engineering – has truly hit home on a larger scale. In terms of linking bioethics, literary studies, and the material reality of our time, a brief introductory tying in of contemporary examples of bioethical problems and topics would have been desirable in this rather short study aimed at an undergraduate readership. Naturally, bioethics as a “science of survival” (9) seems quite an appropriate approach for an investigation of Margaret Atwood's dystopian novels, so much concerned with the notion of *survival* in the Canadian and North American context but also on a glob-

al scale and particularly considering Atwood's general long standing interest in survival – and the victim (position) – as one of the key issues of Canadian literature and (national) identity.

Valentina Adami's study contributes to a growing field of literary studies that investigates the literary engagement with bioethics. Her book basically falls into two sections: an overview of bioethics and, after a short introduction to Margaret Atwood as author, the textual analyses of body politics in *The Handmaid's Tale* (1985) from a Foucauldian perspective and of ecological and bioethical issues in *Oryx and Crake* (2003) and *The Year of the Flood* (2009), the first two books of the *MaddAddam* trilogy (2003-2013).

In the first part, Adami focuses on the field's theoretical and philosophical genealogy and the definition of the term 'bioethics' – 'bios' meaning 'life' and 'ethos' meaning 'ethics' –, the field's interdisciplinary establishment in both Europe and the US with its divergent backgrounds (religion vs. medical and law), and then turns to the humanities and narrative bioethics, literature in particular. Surprisingly, Adami begins her overview with a faux pas: she claims that the American scientist Van Rensselaer Potter coined the term 'bioethics' in 1970. The term's origin is, however, much older, as Rolf Löther of Berlin Humboldt University revealed in 1997. Fritz Jahr, a German Protestant pastor and the acclaimed 'European father of bioethics', coined the term 'bio-ethics' in 1927, postulating the necessity of a turn towards an adapted Kantian imperative, a 'bioethical imperative' that would include plants and animals. Potter revitalized the term and concept, but where Jahr, true to the definition Adami correctly gives, joins bios and ethos, Potter advocates an ethical turn for biological science. Adami then proceeds with a concise sketching of the philosophical origins of bioethics, outlining the key concerns of contractarianism, deontology, utilitarianism, the Aristotelian ethics of virtue, communitarianism, and moral pluralism. Turning to the bioethical meth-

odologies of a deductive or inductive approach or a combination thereof, the reflective equilibrium, and its prescriptive normative or descriptive non-normative method, Adami outlines the specific relationship between feminisms and bioethics, often culminating in an “ethics of care” (25). Occasionally, a more critical engagement with the referenced theories and methodologies would have seemed appropriate, for instance, with bioethics’ but also with the natural sciences’ claim (reminiscent of C.P. Snow’s “two cultures” declaration) that the humanities and literature in particular provide a mere supplementary framework for their fields. However, with a nod to Matthew Arnold, John Gardner, and C.S. Lewis, Adami argues for literature’s important contribution towards problematizing socio-cultural and technological realities.

Swiftly, Adami then intersperses a brief outline why Atwood’s dystopian novels are central to bioethical criticism. Without further ado about generic classifications quite a number of critics have indeed fumbled with – the choices being classical, feminist, critical or transgressive utopian dystopia, speculative fiction or ‘ustopia’ (Atwood’s own term) – Adami subsumes Atwood’s novels under the heading ‘cautionary tales’, which have a decidedly more folkloristic touch, although as a literature of shock and warning these tales share some features with the dystopian genre. Where Atwood herself has classified her novels as ‘ustopias’ and ‘speculative fiction’, Adami initially stresses the warning function, but over the course of her study never really returns to this function. Instead, she then reads all three novels in the tradition of the dystopian genre as ecofeminist novels.

In the second part Adami begins her critical analysis of the novels with somewhat lengthy plot summaries and at times clumsy circumscriptions of narratological aspects (cf. 60). These minor flaws aside, the study provides a thorough reading of *The Handmaid’s Tale*, particularly of the female body, through the lens of Foucault’s bio-

power. Adami proceeds to read the novel’s critical engagement with (reproductive) technology against the liberatory and controlling potential of “assisted reproductive technologies” (101) in the light of radical feminist positions (e.g. Shulamith Firestone vs. Gena Corea and Andrea Dworkin). In her discussion of *Oryx and Crake* and *The Year of the Flood* Adami reads the novels (the God’s Gardeners’ philosophy in particular) as an argument for the “relational interdependence of all living things” (115), and directly links them with Rachel Carson’s and Aldo Leopold’s stance on connectivity, the necessity to include more than humans in an environmental ethics. Adami then contrasts the novels’ exploration of bioengineering and the role of the posthuman with Francis Fukuyama’s, Marvin Minsky’s, and Bill McKibben’s posthumanist ventilations and arrives at the conclusion that literature provides a futuristic lens to consider potential effects relevant for the present.

Adami’s study provides a useful and concise introduction to bioethics for undergraduates, apart from the error of omitting Fritz Jahr, and convincingly illustrates bioethic’s importance as a link between science and the humanities. However, a more direct juxtaposition of bioethical theories and methods and Atwood’s novels might have provided a number of new insights which, regrettably, remain relatively small in the analytical chapters. Additionally, a contextualization of Atwood’s work within the larger context of environmentalist/bioethical literature would have provided the study with a larger scope and outlook, further underlining the importance of the approach Adami rightly argues for.

Dunja M. Mohr

Tomáš Pospíšil (ed.), *The Five Senses of Canadian Cinema*. *Brno Studies in English* 39, 2, 2013 (155 pp.; ISSN 0524-6881; open access journal)

This special issue of *Brno Studies in English*, edited by Tomáš Pospíšil, is devoted to contemporary Canadian cinema. It features eight original essays – some written by emerging scholars and some written by leading scholars in the field – that cover a wide range of cinematic genres, including avant-garde films, documentaries, melodramas, and horror films. In his introduction, Pospíšil explains that the aim of the issue is to move beyond the traditional emphasis on vision and “incorporate other, previously neglected senses,” such as “the aural, tactile, kinesthetic – or haptic – sides of cinema” (5). This focus clearly informs the first essay, Dan Browne’s “Objects of Vision: The Polymorphic Cinema of Michael Snow,” which argues that Snow’s avant-garde films integrate all of the senses by employing the cinematic apparatus as an extension of human perception and consciousness. Snow’s films thus facilitate the rediscovery of the body as a mediator or bridge that connects all of the senses – not just the sense of sight. Samantha Wilson’s “*Sirmilik*, Geographical Experience, and the Question of Landscape” engages this theme in a slightly different way by examining how Zacharias Kunuk’s short film about the Sirmilik national park challenges the implicit ideology of landscape photography, which distances the viewer and creates “the illusion of a total domination over space” (43). According to Wilson, Kunuk’s film challenges this ideology by cutting from static aerial shots to close-up tracking shots of the indigenous population. While the aerial images reflect the perspective of geographical surveyors, the more intimate tracking shots allow audiences to see the landscape from the perspective of the Canadian Inuit who live there. The contrast between these shots thus establishes a contrast between scientific knowledge and lived experience, which is designed to make

the audience aware of their own complicity “as detached observers” by forcing them “to ask what we really know about the arctic just by looking at it” (52). While this film does not necessarily appeal to the other senses, it does challenge the privileging of vision by associating visual knowledge with the colonial gaze.

While the first two essays clearly address the central theme of the issue, it is often difficult to determine how this theme is related to the remaining essays. Darrell Varga’s “On True Meaning(s) and the Impossibility of Documentary in the Films of Jennifer Baichwal,” for example, examines a series of documentary films that do not present empirical truths but rather suggest a range of possible interpretations. According to Varga, these films thus deal with “the human desire to make meaning out of the chaos and violence of nature,” but also affirm that “we cannot know the truth directly” (57). Nathan Clarkson’s “*Aura, Aurora and Aurality: The Narrative of Place in Picture of Light*” addresses a similar idea in relation to Peter Mettler’s documentary about the Northern Lights, which focuses primarily on the experience of filmmaking rather than the lights themselves: “It is the construction of the film which becomes the audience’s experience” (81). This focus on the mediating role of the camera encourages viewers to “bring their own unique notions of the Northern Lights and cinema into dialogue with the images and sounds” (78). When Mettler includes shots of the Northern Lights without sound, for example, viewers are able “to hear their own interpretation of the lights on the screen” (84). Like Varga, therefore, Clarkson emphasizes the inherent ambiguity of contemporary Canadian documentaries.

The remaining essays focus on a range of contemporary genre films. Jim Leach’s “*In-Between States: Sarah Polley’s Take This Waltz and Xavier Dolan’s Laurence Anyways*” examines two mainstream films in which the protagonists experience “changes that leave them in ‘in-between’ states that call into question the categories through which

their culture (including movies) defines what is 'normal' (93). In particular, both films deal with the perceived "normality" of traditional gender roles, from which the protagonists wish to escape. While this desire to escape is certainly laudable, Leach adds that these films are somewhat ambiguous, as the protagonists fail to find happiness and only end up hurting those around them: "Both films deal with characters who challenge what they experience as oppressive gender roles ... but whose determined pursuit of these desires is ultimately seen as destructive both for them and the other people in their lives. In doing so, they make it difficult for the spectator to identify in a straightforward way with characters who are in many ways attractive ... but whose actions are often highly dubious" (104). José Rodríguez Herrera's *"Away from Her?"* Sarah Polley's Screen Adaptation of Alice Munro's 'The Bear Came Over the Mountain' similarly examines how the female protagonist of Munro's story and Polley's adapted screenplay seeks to escape the restrictions of "normal" heterosexual marriage. Herrera also explains how Polley's screenplay employs a cinematographic equivalent of Munro's narrative strategies through the use of the "space-off," when the female protagonist moves off-screen: "Once Fiona decides to enter into a care facility [for the treatment of Alzheimer's], she leaves the space of the frame where she has been represented until now and starts to occupy new spaces of self-representation outside the framework of 'dependent wife'" (119). Herrera thus concludes that Polley's film represents an explicitly feminist adaptation, which does not convey the kind of ambiguity that Leach sees in her later work.

The remaining two essays deal with entirely different topics. André Loiselle's "Canadian Horror, American Bodies: Corporeal Obsession and Cultural Projection in *American Nightmare*, *American Psycho* and *American Mary*" examines three Canadian horror films that depict negative aspects of contemporary Canadian culture, such as the objectification of women, the obsession

with conspicuous consumption, and the narcissism of the plastic surgery industry, as problems that are distinctly American. According to Loiselle, these films thus reflect a common tendency "to project onto the other (America) the unbearable abjection that is excruciatingly intolerable in the self (Canada)" (126). Marcel Arbeit's "When Seeing and Hearing Do Not Help: Communication Failures in Canadian Films" also addresses the problem of intercultural communication between Anglophone and Francophone Canadians. While filmmakers often attempt to overcome this problem using subtitles, Arbeit shows that these subtitles are often incorrect, which ends up creating more problems than they solve. Arbeit thus concludes that creative non-linguistic communication is potentially more effective, as "artists ... can at least use signs in ways that do not call for ultimate, non-ambiguous interpretations" (152). Creative ambiguity can be productive, in other words, because it allows for audience engagement.

While it is doubtful that this issue will be particularly useful for scholars interested in studying the "haptic" experience of cinema, it will be an extremely valuable resource for scholars working at the intersection of Canadian studies and film theory. It will also help to expose readers to the tremendous wealth and scope of Canadian cinema, which is sadly not very well-known among Canadians much less international audiences.

Anthony Enns

Aurélien Boivin, Hans-Jürgen Lüsebrink, Jacques Walter (Hrsg.), *Régionalismes littéraires et artistiques comparés. Québec/Canada – Europe. Questions de communication*. Série actes 22, 2014 (308 p., ISBN 978-2814302068, 15,45 €)

In einer globalisierten Welt scheint die kleinräumliche Kategorie der Region von schwindendem Belang zu sein. Dass dem nicht so ist, darauf weist der auf Französisch

verfasste Sammelband mit dem Titel *Régionalismes littéraires et artistiques comparés. Québec/Canada – Europe* nachdrücklich hin. Der Sammelband thematisiert in 17 Beiträgen die vielfältigen Facetten regionalistischer Literaturen und Kunsttendenzen und unterstreicht damit die Aktualität dieser Fragestellung. Die Beiträge thematisieren Fragen nach der Entstehung, den Stellenwert und die Funktionen unterschiedlicher Spielarten von regionalistischer Literatur und Kunst. Die Beiträge, die sich einem internationalen Kolloquium verdanken, das im Jahr 2007 von der lothringischen Maison des sciences de l'homme, der Université Paul Verlaine in Metz sowie der Universität des Saarlandes veranstaltet wurde, sind in drei unterschiedlich umfangreiche Abschnitte des Bandes gegliedert. Unter der Überschrift „Approches théoriques et conceptuelles“ (19–85) sind vier Aufsätze der theoretischen Einordnung der regionalistischen Literatur gewidmet, vier weitere Aufsätze thematisieren weit über eine spezifische Region hinausreichende Beziehungen zwischen regionalistischen Tendenzen in Literatur und Kunst („Régionalismes transatlantiques“ 87–155), neun Aufsätze (157–300) liefern Überblicksdarstellungen und Fallstudien zu regionalistischer Literatur und Kunst in Europa und in Übersee, wobei dieser umfangreichste Abschnitt des Bandes neben der im Titel – „Ancrages socio-culturels des régionalismes“ – angekündigten soziokulturellen Perspektive noch weitere erkennen lässt: historiographische, medienkritische und kunsthistorische Perspektiven. Es lohnt sich, die auf unterschiedlichen Ebenen argumentierenden Aufsätze genauer in den Blick zu nehmen, da gerade diese Vielfalt deutlich macht, welches Erkenntnispotential die Erforschung regionalistischer Literaturen und Kunsttendenzen mobilisieren kann und welche methodisch unterschiedlichen Zugriffe dazu entwickelt werden. Der Blick auf die kanadische, aber auch die französische, die Schweizer und die deutsche Literatur und Kunst zeigt, dass zwar das dominante Verständnis des Begriffs Regionalis-

mus mit der Darstellung von Ruralität verknüpft ist, dass dies jedoch nicht zwingend ist. Dies macht spätestens der letzte Beitrag dieses Bandes deutlich, der den regionalistischen Bezugnahmen auf das im deutsch-französischen Grenzgebiet gelegene Konzentrationslager Neue Bremm nachgeht. In diesem Fall ist die Wahrnehmung der Region nicht durch die nostalgische Konstruktion einer unverfälschten agrarischen Lebensweise, sondern durch die Bearbeitung des Grauens der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie bestimmt.

In der Einführung „Penser les régionalismes littéraires et artistiques“ (7–18) thematisieren Aurélien Boivin, Hans-Jürgen Lüsebrink und Jacques Walter, die Herausgeber des Bandes, die übergreifenden Forschungsfragen und präsentieren in Form knapper Abstracts die spezielleren Fragestellungen, die in den einzelnen Beiträgen verfolgt werden. Den Herausgebern gelingt es, die thematisch und methodisch divergierenden Beiträge in Beziehung zu der zentralen Fragestellung zu setzen, die dem Regionalismus in literaturhistorischer und kulturpolitischer Hinsicht gilt. Im ersten Beitrag „Qu'est-ce que le régionalisme littéraire?“ (19–30) nimmt Armin von Ungern-Sternberg kritisch zu dem Konzept eines literarischen Regionalismus Stellung und konterkariert die Annahme, diesem Sammelband liege eine konsensuelle Definition des Begriffs Regionalismus zugrunde. Armin von Ungern-Sternberg stellt heraus, dass der Begriff Regionalismus in vielfacher Hinsicht aporetisch ist, weil sich kaum eine literarische Bezugsgröße (Autorbiographie, Werk, Ausstrahlung, Rezeption) auf eine Region beschränken lässt. Andererseits stellt Armin von Ungern-Sternberg deutlich heraus, dass damit das gemeinsame Anliegen des Bandes keineswegs ausgehebelt ist, sondern dass die Offenlegung von aprioristischen Setzungen es ermöglicht, den Konstruktorcharakter des Begriffs des literarischen Regionalismus in den Blick zu bekommen und kritisch zu befragen. Als kritische Stellungnahme wurde dieser

Beitrag geschickt an den Anfang des Bandes platziert, um aus den sicherlich berechtigten kritischen Einwendungen gegen ein solches Konzept Fragestellungen zu gewinnen, die in den folgenden Aufsätzen diskutiert werden, so etwa die Frage nach Stellenwert und Relevanz von Selbstdeklarationen literarischer und künstlerischer Gruppen. Der Beitrag Gertrude Cepl-Kaufmanns „Aspects d'une exploration comparatiste de l'histoire culturelle des régions“ (31–54) ist als ein Referat über wichtige Forschungen und lokale Schwerpunkte der Forschung zu dieser Thematik angelegt. Der Beitrag entwirft ein weites Panorama von Untersuchungsgegenständen, die sich für eine Betrachtung unter dem Gesichtspunkt des Regionalismus anbieten, ohne eine spezifische Fragestellung zu privilegieren. Günter Scholdts Beitrag „Le régionalisme littéraire dans la zone transfrontalière franco-allemande. Contribution à l'édification d'une typologie (55–71) analysiert narrative Texte der Regionen Saar und Elsass, in denen das kulturelle Selbstverständnis von Grenzregionen thematisiert wird. Seine Inhaltsanalysen bringen zutage, dass diese Regionalliteratur keineswegs als rückwärtsgewandt, anti-modernistisch und nationalistisch gelten kann, sondern auch – je nach politischer Großwetterlage – modernistische und avantgardistische Tendenzen erkennen lässt, die sich mit dem Blick auf ein plurilinguales Europa als fortschrittlich charakterisieren lassen. Der vor der Publikation seines Beitrags „Trois entraves à l'étude du régionalisme“ (73–85) verstorbene kanadische Kunsthistoriker David Karel kritisiert ebenfalls eine überholte Sicht des Regionalismus, die allzu leichtfertig die Bindung an eine Region mit der Thematik des Ruralen unterstellt. Zwar finden sich in der Literaturgeschichte eine Reihe regionalistischer Literaturprojekte, die die Daseinsform des Bauern thematisieren, dies bedeutete jedoch nicht, dass der literarische Regionalismus per se thematisch und auf eine bestimmte Epoche festgelegt sei. Die interdisziplinär orientierte Betrachtung von Literatur und Kunstwerken lässt erkennen,

dass sich kein Gegensatz von Modernismus und Regionalismus konstruieren lässt.

Michel Grunewald stellt in seinem Beitrag „D'Anthinea à L'étang de Berre. Régionalisme et nationalisme chez Charles Maurras“ (87–102) den französischen Autor Charles Maurras als einen der bedeutenden Protagonisten eines literarischen Regionalismus heraus, dessen spezifische Ausformung darin liegt, dass er mit nationalistischen Anliegen Hand in Hand geht. Diese Symbiose regionalistischer und nationalistischer Anliegen machte Maurras' Überlegungen exportierbar nach Übersee. Eng an Grunewalds Überlegungen schließt sich der Beitrag Olivier Dards „Régionalisme et politique: l'exemple de la Jeune Droite de l'entre-deux-guerres au début des années 50“ (103–120) an, in dem Dard die Entwicklung des Regionalismus und seine Verankerung in der bzw. seine Vereinnahmung durch die politische Rechte anhand der Jeune Droite dargestellt wird. Aurélien Boivin erarbeitet in seinem Beitrag „Régionalisme transatlantique: Henri Pourrat, René Bazin, Charles-Ferdinand Ramuz et Damase Potvin“ (121–135) heraus, inwieweit der Regionalismus kein regionales, sondern letztlich ein globales Phänomen ist, dessen Basis in einer Haltung zu verorten sein dürfte, die der Abwehr des Verlusts von Identifikationsmöglichkeiten im Zeitalter eines entfesselten Industriekapitalismus im 19. Jahrhundert dient. Dies könnte die Gleichzeitigkeit des Phänomens in Frankreich und der Provinz Bas Canada (heute Québec) erklären. Am Beispiel der publizistischen Aktivitäten eines der namhaftesten Verfechter eines im Nahbereich verorteten Regionalismus untersucht Brigitte Nadeau in ihrem Beitrag „Albert Tessier, intermédiaire culturel entre le régionalisme de Frédéric Mistral et le Canada français“ (137–155) den Transfer des wohl ursprünglich französischen kulturpolitischen und literarischen Trends des Regionalismus in die Québécois Region um Trois Rivières. Der kanadische Kleriker Tessier, der den regionalistischen Literaturtrend in Werke Frédéric Mistrals zum Vorbild erhebt, nutzt alle Medien der modernen Kommuni-

kation (Zeitung, Foto, Film), um eine spezifisch lokale Vision des Regionalstolzes hof-fähig zu machen.

Den Abschnitt mit Überblicksdarstellungen und Fallstudien – „Ancrages socio-culturels des régionalismes“ – eröffnet der Spezialist der Québécois Literatur Maurice Lemire mit seinem Beitrag „Aspects comparés du régionalisme français et canadien-français“ (157–168). Lemire, der umfangreiche und relevante Forschungen in diesem Bereich vorgelegt hat, stellt in diesem Grundlagenaufsatz wesentliche Berührungspunkte und differenzierende Aspekte des Regionalismus in Frankreich und in Québec heraus. In den folgenden Beiträgen von York-Gothart Mix und Hans-Jürgen Lüsebrink wird erkennbar, dass der literarische Regionalismus – wiewohl er zur Migrationsproblematik im Gegensatz zu stehen scheint – auch in Beziehung zu der Frage von Migration zu sehen ist. York-Gothart Mix stellt in seinem Beitrag „La référence socioculturelle régionale dans les calendriers populaires germano-américains du XVIIIe et du XIXe siècles“ (169–187) die Frage, wie sich größere Einwanderergruppen definieren. Anhand der deutschen Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika lässt sich verfolgen, mit welchen publizistischen Strategien die gruppen-spezifischen Anliegen der Einwanderer zum Ausdruck gebracht wurden. Die Einwanderer, die ganze Regionen prägen, artikulieren wesentliche Aspekte ihres kulturellen Selbstbildes durch Druckschriften, die große Verbreitung finden. Mix weist insbesondere auf Almanache hin, die sich im 19. Jahrhundert in Amerika großer Beliebtheit erfreuen und die sich auf in Deutschland verbreitete Modelle stützen. Er arbeitet die Bedeutung dieser Almanache für die Konstruktion von stabilen Selbstbildern der Einwanderergruppen heraus. Hans-Jürgen Lüsebrinks Beitrag „Identité régionale et médias populaires: espace régional, mémoire historique et modernité culturelle dans les almanachs canadiens-français, 1918–1939“ (189–202) richtet den Fokus ebenfalls auf Almanache – nun der ersten

Hälfte des 20. Jahrhunderts – sowie auf weitere publizistische Aktivitäten und entwickelt daraus Einsichten in die Relevanz solcher Aktivitäten für die regionalistische Dynamik. Seine Untersuchung zeigt, wie sich spezifische Zielsetzungen von Interessengruppen in die Verlagsaktivitäten und strategischen Entscheidungen hinein verfolgen lassen. Diese Einsichten helfen zu erklären, wie es klerikal konservativen Kräften in einem historischen Moment, der von zunehmender Industrialisierung geprägt ist, gelingt, das Leitbild eines agrukulturell geprägten literarischen Regionalismus durchzusetzen.

Kenneth Landry geht in seinem Beitrag „« Other days, other ways »: la diffusion de quelques «classiques», du régionalisme littéraire québécois par des traductions anglaises, 1921–1929“ (203–215) der Frage nach der Funktion, der Rezeption und der Wertschätzung von Übersetzungen vor allem rural-regionalistischer Texte ins Englische nach. Landry stellt die sehr positive Rezeption englischer Übersetzungen frankokanadischer regionalistischer Texte im anglophonen Kanada sowie in den USA heraus. Diese Frage ist zudem insofern interessant, als im Rahmen der québecischen Literaturgeschichtsschreibung anglophone literarische Aktivitäten aus durchaus nachvollziehbaren Gründen bislang eher vernachlässigt wurden und der Entdeckung harren. In dem gemeinsam von Denis Saint-Jacques und Marie-Josée des Rivières verfassten Beitrag „Une nouvelle phase du régionalisme littéraire canadien-français“ (217–226) wird die bisherige historiographische Beschreibung regionalistischen Schreibens in Frankokanada, die eine Früh- und eine Hauptphase unterscheidet, durch eine dreistufige Modellierung weiter ausgebaut. Insbesondere die letzte Stufe, die durch die Umformung rural-agrarischer Regionalität in eine urbane gekennzeichnet werden kann, steht im Vordergrund dieses Beitrags. Hélène Destremes interessiert sich in ihrem Beitrag „Régionalisme et différenciation identitaire dans les écrits acadiens (1880–1930)“ (227–240) für die kulturpoliti-

sche Dimension des Regionalismus in der Großregion Acadie (New Brunswick, Nova Scotia). Führt die literarische Selbstbetrachtung zu einer Betonung der großregionalen Eigenheiten der Acadie in Abgrenzung zu den dominierenden québecischen franko-kanadischen Selbstdeklarationen, so lässt sich auch eine atomisierende Tendenz beobachten, die auf die regionale Differenzierung unterschiedlicher akademischer Regionen im Inneren der auf Differenzierung bedachten Großregion zielt.

Der Kunsthistoriker Christophe Bardin untersucht in seinem Beitrag „L'Art nouveau et la question identitaire régionale. L'exemple de l'École de Nancy“ (241–251) am Beispiel der nordostfranzösischen Ausprägung des Jugendstils die produktiven Wechselwirkungen zwischen überregionalen, internationalen, auch nationalen Kunststilen und ihren regional durchaus spezifischen Ausprägungen.

Frank Wilhelm untersucht in seinem Beitrag „Le projet des Cahiers luxembourgeois et ses manifestations littéraires dans l'entre-deux-guerres: une tentative d'élever le discours régionaliste au niveau d'un discours international“ (253–272) die Zeitschrift *Cahiers luxembourgeois* (1923–1940), deren Interesse der lokalen literarischen Szene Luxemburgs als auch der Wahrnehmung vor allem französischer und deutscher Entwicklungen der Literatur galt. Der Autor geht der Frage nach, inwieweit diese beiden konträren Interessen sich zu einer kohärenten Publikationsstrategie zusammenführen ließen. Jacques Walter diskutiert in dem Beitrag „La dynamique lorraine de l'édition de témoignages sur le camp de la Neue Bremm en 1945“ (273–300) die Bedeutung, die ein zu Recht extrem negativ konnotierter Ort in der Bestimmung einer regionalistischen Literatur erhalten kann, und weist auf eine in diesem Band bisher nicht diskutierte Dimension des Regionalen hin: Die an das Konzentrationslager Neue Bremm geknüpften Memorialliteratur etabliert ein in der Region lokalisiertes und auf die Region perspektiviertes Verständnis des Begriffs des Regionalismus, der weniger im

Sinne identifikatorischer Bestrebungen zu verstehen ist, sondern eher im Sinne eines „lieu de mémoire“, d.h. einer auf Mitgefühl und Abwehr zielenden Mahnung vor dem Rückfall in die Barbarei. Damit thematisiert dieser Beitrag eine Position, die mit den Beschreibungen von mehr oder weniger positiv konnotierten Designs des Regionalen nur locker verknüpft ist, die jedoch einfordert, nach weiteren Orten, Mythen, Lebensformen zu forschen, die ebenfalls zum Fokus einer regionalistischen Literatur- und Kunstpraxis geworden sind oder werden können. An diesen letzten Aufsatz schließen sich die Abstracts der Beiträge in Englisch an (301–308).

Jedem Aufsatz ist ein Resümee in Französisch vorangestellt, und es sind die Kernschlagworte verzeichnet, die auch in ein Register hätten Eingang finden können. Das wäre in Hinsicht auf zentrale Autoren, auf die mehrfach eingegangen wird, sicherlich sinnvoll gewesen. Dieser Aufsatzband eröffnet ein weites Panorama an Fragestellungen und an Einsichten, die deutlich machen, dass die Frage des Regionalismus als geographisch-kultureller Selbstentwurf durch literarische und künstlerische Eliten ein Phänomen von großer Aktualität ist – gerade zu Zeiten, die eher durch eine entfesselte Globalisierung und weltweite Migration geprägt sind.

Der Band lädt mit Blick auf kommende Forschungen dazu ein, auch in anderen als den inhaltlich vor allem auf die Darstellung von Ruralität zielenden Gattungen nach Spuren regionalistischer Diskurse zu suchen. Zu denken wäre an den kanadischen Feuilletonroman in der Nachfolge Eugène Sues, etwa an Hector Berthelots und Auguste Fortiers gleichnamige Romane *Les mystères de Montréal* (1879–81 bzw. 1893). Auch die literarische Darstellung von Urbanität könnte in Québec, aber auch in anderen Weltgegenden, im Rahmen regionalistischer Selbstbesinnung und Selbstdeklaration stehen. Eine von der Ruralität abgelöste Definition des Begriffs der Regionalität, die in dem Band schon vorsichtig angedeutet wird, würde den Blick auch auf den frühen

frankokanadischen Großstadtroman (Besette *Le débutant*, 1914; Harvey *Les demi-civilisés*, 1934) öffnen, der als spezifischer Ausdruck einer modernen, urbanen Regionalität lesbar gemacht werden könnte, in deren Rahmen spezifische regionale Anliegen artikuliert werden. Es könnte auch die Frage gestellt werden, welcher Stellenwert Texten zukommt, die eine der üblichen Darstellung des Ruralen entgegenlaufende kritische Tendenz vertreten: wie zum Beispiel Albert Laberges *La scouine* (1918).

Rolf Lohse

Rosemary Chapman, *What Is Québécois Literature: Reflections on the Literary History of Francophone Writing in Canada*, Liverpool, UK: Liverpool University Press, 2013 (viii + 292 pp.; ISBN 978-1-84631-973-0; £75.00)

In a way, Rosemary Chapman seems to answer the question posed in the title of her book with the subtitle she has chosen for it. "Québécois Literature," or so it seems, is equivalent to "Francophone Writing in Canada." However, the question is much more vexed than what the title and subtitle combined suggest. Perhaps none other than Chapman is more keenly aware of the complications. The opening paragraph of her Introduction necessarily underlines the historical and contextual specificity of the very appellation of *littérature québécoise*, the naming of which, like that of French writings in Canada generally, has never been straightforward, but was officially coined during the Quiet Revolution of the 1960s. Meanwhile, Francophone Writing in Canada, Chapman argues, points to writing in French within – but more often outside – Quebec. The text remains insistent on although not always clear about this delineation, and devotes the book's fourth and final chapter to Indigenous literatures and to Francophone writings outside Quebec.

The approach of the work also sets out to widen the notion of what constitutes litera-

ture and its history. Convincingly revealed is how religious, political and historical texts make up the literary histories of Quebec and French Canada as much as their poetry, fiction, drama, and essay form. This is no innocent literary history unaware of its own methodologies, powers of construction, or cultural processes. The book's primary reflections fall on the very making of literary histories, particularly in relation to nation, identity politics, the history and legacies of colonialism, and cultural exclusion.

The Introduction provides a useful look into elements that constitute literary history, particularly its imperialist and nationalist impulses. Chapman advocates for a post-colonial approach carefully conceived and appropriate to Francophone writing in Canada, mindful of its invader-settler composition, and so of its internal colonization of Indigenous peoples. The study also pays due attention to the high stakes of the cultural production and institutionalization of literature as defining aspects of any literary history. The veritable focus and undeniable strength of the study is its highly meticulous and critically acute – and most of all *decentered* grappling with the very beast that is literary history – its active constructions and ideological functions in the French-language contexts not just of Quebec but also of minority and Indigenous writing in Canada.

Chapter 1 examines the history of literary histories in French Canada, particularly the evolving appellations of literatures written in French, their various and contentious forms of periodization, as well as their traditionally exclusive, white and Eurocentric focus on the nation. The influential role of education in constituting literary history specifically in Quebec is the focus of Chapter 2. It effectively recalls the important roles played by the *collège classique*, the Parent Commission's secular overhaul of public education and access in Quebec, and the province's *cégep* curricula in mediating and institutionalizing its literature. Chapter 3 is a useful reflection on the textbook and the anthology, and their determining

role in constructing literary history, nation, and cultural representations. Chapter 4 considers what the nationalist or homogenizing impulses of Quebec literary history have excluded: Canada's Indigenous literatures and minority writing in French. Noted are the ground-breaking anthologies by non-Indigenous critics Diane Boudreau in the mid-nineties (in 1993) and Maurizio Gatti more recently (in 2004), and their attempts at resisting the pull of the national centre in their assemblage of Indigenous writing in French. The chapter's section on Franco-phone literatures beyond Quebec reveals literary histories having grappled once again with the problem of appellation, from *littératures minoritaires, mineures* or *exiguës*. Moreover, with Indigenous and minority writing in French seems to rest the future of literary history as a necessary practice still in need of "doing nation" but "differently," to quote, as does Chapman, Donna Pamateer Pennee.

In different parts of her study, Chapman is frank and open about its non-exhaustibility. The disclaimer, however, does not prevent this reader from being left wanting more, for instance, on the internal disturbances caused by *écriture migrante* (migrant writing) whose own literary and critical history in Quebec, for better or for worse, cannot be ignored as a defining and happily decentering factor. Another absence is a significant acknowledgment of feminism and its undeniable impact on the very aesthetic turns and practices of Québécois and French-Canadian writings and their literary history since the nineteen seventies. It is also at this point that one is left to wonder once again about the book's title, *What Is Québécois Literature?* The aim of this book is not to survey, thoroughly or at all, the social and aesthetic movements (like migrant and feminist writing, but also regionalism, surrealism, nationalism, formalism, or the relationship to urban landscape and the *arrière pays*) that are at the very core of what constitutes Québécois Literature, indeed distinct from a Franco-Ontarian or Acadian one. These literatures, of course,

have in turn their own literary histories, internal multiplicities, canons, and institutional stakes. Given Chapman's chosen focus on the very makings of literary history and especially on what it excludes in the name of steadiness and wholeness, was the title for this book an ill-advised editorial choice, its question destined to remain in suspension, if not peripheral at best? The work, in short, is at times powerfully lucid, and the content that it does cover is contextualized in detail, especially when pertaining to the ideological and cultural impact of historicizing literature. But *What Is Québécois Literature?* remains an oddly incomplete response to its own question – but, one might counter, incomplete just as any textbook, anthology or literary history is bound to be.

Marie Carrière

John English, *Ice and Water: Politics, Peoples, and the Arctic Council*, Toronto: Allen Lane, 2013 (x + 367 pp.; ISBN 978-0670065387; CAD 34)

This is the first historical monograph on the Arctic Council. Rather than exclusively retelling immediate events and decisions that led to the creation of this important circumpolar organization in Ottawa in 1996, eminent historian John English places the development within a larger Canadian and global context. As the subtitle "Politics, Peoples, and the Arctic Council" indicates the focus is on domestic and international politics surrounding the founding of the organization as well as on the main actors – both individuals and groups – who were instrumental in its creation. In a prologue, English manages to set the stage for his story by using more recent events – such as the 2010 meeting of the so-called Arctic Five (coastal states) in Québec, at which U.S. Secretary of State Hillary Clinton criticized her Canadian hosts for excluding other important Arctic actors from the meeting, particularly indigenous groups – and linking them to earlier historical instances that

highlight both the geopolitical aspects as well as cultural significance of the Arctic region for Canada. Like many other Arctic scholars, English identifies a speech given by Mikhail Gorbachev at Murmansk in 1987 as one of the decisive incidents operating as one of the "principal catalysts" (p. 11). In this speech, the Soviet leader proposed Arctic demilitarization and collaboration. The end of the Cold War and increasing environmental concern ensured that "the spark" of the Murmansk speech was transformed into a flame. But it was especially indigenous groups who engaged in circumpolar political activism since the 1970s who "kept [the flame] burning" (p. 7). These three main concerns – environmentalism, security and indigenous peoples – drove intergovernmental, circumpolar initiatives by the two main state actors, Finland and Canada, and ultimately led towards the Arctic Council. English would not be a historian without pointing out the complexity as well as contingency of these developments. For him "the Arctic Council was far from inevitable" (p. 13). Reconstructing the complex interplay of diplomatic and indigenous agency on domestic and international stages lies at the heart of English's very specific account, which is subdivided into eight chapters.

The first three chapters introduce the reader to the history of Canada and the Arctic. While the first chapter addresses the significance of the Arctic as a place in the Canadian imaginary tracing the emergence of the region from being a "sideshow" for "Europe on the eve of its world empire" (p. 27) to becoming the target of British explorations in the 19th century, the following chapter engages with the historical discussion on ownership of and sovereignty in the Arctic. Focusing on the late 19th and early 20th century, English shows how ownership of the Arctic islands was contested after 1880, when the British handed over their Arctic claims to the Dominion. Expeditions by Stefansson and Bernier in the early 20th century as well as U.S.-Canadian collaboration during the Second World War solidified Canada's sovereignty narrative that

incorporated the Arctic as a quintessential Canadian space. The third chapter then provides an account of Cold War antagonisms in the Arctic, which functioned as a thoroughfare between the two superpowers. Two sets of issues impacted the region during this time: geopolitical and security considerations on the one hand, economic development and natural resources, specifically oil and gas, on the other. The latter contributed to an important development, the emergence of indigenous political activism in the 1960s. In 1971 the Inuit Tapirisat of Canada (now Inuit Tapiriit Kanatami) was founded and in 1977 the Inuit Circumpolar Conference (now Inuit Circumpolar Council) came into being. That same year, the Report of the Berger Commission, an inquiry into the construction of a Mackenzie Valley Pipeline, emphasized the necessity to deal with indigenous land claims. According to English, private foundations also played a role in facilitating indigenous agency. He specifically mentions the Duncan Gordon Foundation and its northern programs (p. 98).

The following four chapters are devoted to the Finnish and Canadian proposals for circumpolar cooperation, which eventually led to the creation of the Arctic Council in Ottawa in 1996. While the Finnish initiative was focusing on addressing environmental issues leading to the so-called Rovaniemi process and the adoption of the Arctic Environmental Protection Agency (AEPS) in 1991, the Canadian initiative went beyond a functionalist approach focusing exclusively on environmental issues and instead proposed a more formal cooperative framework which would also address security issues and give indigenous peoples an institutional voice. Based on archival material and interviews English analyzes the intricate development of the two initiatives as well as the role of various actors in pushing them. He argues that "indigenous peoples were the main architects" (p. 286) of the Arctic Council. Among these Mary Simon, who was appointed as Canada's first ambassador for the Arctic and circumpolar affairs

in 1994, was one of the central figures. In addition, Franklyn Griffiths and Tom Axworthy as well as the Walter and Duncan Gordon Foundation are portrayed as instrumental. At the same time it was important that foreign minister Lloyd Axworthy championed the creation of the Arctic Council. English spends quite some time sketching the bureaucratic politics involved. In his story, the Department of Indian Affairs and Northern Development was mainly supportive (Jack Stagg is an important actor here) and the Department of Foreign Affairs much less so. This observation also fits with his overall verdict that "Canada's Arctic policy grew from domestic needs" (p. 295). For Canada the creation of the Arctic Council was less a foreign policy issue. More important was the inclusion of indigenous peoples as permanent participants and a circumpolar agenda that would not exclusively focus on environmental issues based on the concepts of sustainable development as proposed by the Scandinavians.

English provides a well-written account of the very complex historical antecedents as well as events and decisions that led to the creation of the Arctic Council in Ottawa in 1996. Of course, a complex story such as this one means that many parallel developments have to be told at the same time, history is not *seriatim*. Maybe a chronological approach would have worked better if it had been combined with clearer themes or focus on specific actors. Also, while the first three chapters are extremely informative and contextualize events since the 1970s, English could have been more explicit in how exactly they help us understand the story behind the founding of the Arctic Council. By focusing on the Canadian side of the story readers fail to acknowledge its importance as an example of international and transnational history. The 1990s were indeed a time of optimism that drove the creation of a number of international institutions (p. 216).

English bases his analysis on archival sources and interviews but as it is the case with any topic in recent history there are

challenges involved, mainly how to provide a balanced account with limited access to material. Despite the use of Canadian Foreign Affairs records it seems as if most of the argument is based on translated material from the Finnish Foreign Ministry. And while the interviews are very useful and English was able to talk with an impressive list of people, they do not seem to give everyone involved a voice. I wonder whether the emphasis on the role of organizations such as the Walter and Duncan Gordon Foundation or the Canadian Arctic Resources Committee (CARC) also had to do with the availability of sources. Finally, the book appeared in the History of Canada Series, which aims to address "crucial turning points" and "defining moments" in Canadian history (p. ix). Admittedly the Arctic in itself plays a critical role in Canadian history. However, it is not particularly clear why the founding of the Arctic Council would be the "defining moment" and focal point of that story.

Aside from these questions, English has produced an important history of the Arctic Council that will provide a good starting point for future historians of Arctic cooperation and appeal to readers interested in understanding the complex and contingent circumstances that led to the formation of this important circumpolar institution.

Petra Dolata

Eddy Weetaltuk in Zusammenarbeit mit Thibault Martin, *Mein Leben in die Hand nehmen – Die Odyssee des Inuk E9-422*, übersetzt aus dem Englischen und Französischen von Rolf Sawala, herausgegeben von Helga Bories-Sawala, Hamburg: Dobu Verlag, 2015 (273 S.; ISBN 3-934632-95-5; € 24,90)

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die aufwändig gestaltete Autobiographie des Inuk Eddy Weetaltuk, der 1932 auf einer Insel in der südlichen James Bay geboren wurde. Die Originalfassung

erschien 2009 in Frankreich unter dem Titel *Eddy Weetaltuk – E9-422: un inuit [sic] de la toundra à la Guerre de Corée*. Das der Publikation zugrundeliegende Manuskript stammt aus dem Jahr 1974 und wird nun, samt einigen von Eddy Weetaltuk angefertigten „Aquarellzeichnungen“ (7) und ergänzt durch andere Illustrationen, dem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht. Dem Text ist ein Vorwort der Herausgeberin und eine Einleitung von Thibault Martin vorangestellt. Den zweiten Teil der Publikation bildet ein Aufsatz von Thibault Martin mit dem Titel „Die Geschichte von Eddy Weetaltuk und die Mitwirkung von Indigenen an kanadischen Kriegseinsätzen“ (239–261). Das Buch wendet sich erklärtermaßen, siehe etwa den rückwärtigen Klappentext, an ein breites Publikum; dass die Herausgeberin ein Glossar anfügt, entspricht dem. Man kann sich erhoffen, dass die Lebensgeschichte des Eddy Weetaltuk einen Blick in eine Zeit erlaubt, die heute zwar nicht vergessen ist, aber doch einer anderen Epoche angehört, die selbst Kanadisten nicht selbstverständlich gegenwärtig ist. Hintergrundinformation dazu wird dem Leser jedoch nicht angeboten, auch nicht in Thibault Martins Aufsatz.

Als Kanada zur Vervollständigung seines Territoriums 1870 der Hudson's Bay Company (HBC) Rupert's Land abkaufte, wurde der größte Teil als Northwest Territories direkt der Verwaltung Ottawas unterstellt, Teile den Provinzen zugeschlagen. Das Gebiet der James Bay, um das es hier geht, kam bereits 1898 zu Quebec, 1912 folgte dann die Erweiterung zum heutigen Bezirk Nord-du-Québec, der 55% der Gesamtfläche Quebecs ausmacht. Diese ‚Neuordnung‘ brachte der ansässigen Bevölkerung, die seit dem 18. Jahrhundert mit der HBC Handel trieb und seit dem 19. Jahrhunderts mit protestantischen Missionaren in Kontakt war, zunächst kaum Veränderungen, wohl jedoch katholische Gegenmission; sie spielt im Text eine Rolle. Im Geburtsjahr von Eddy Weetaltuk, 1932, wurde ‚Kanada‘ durch die HBC Posten repräsentiert, die die Tauschhandelsökonomie kontrollierten; es gab

hier und da Missionsstationen, die teilweise auch Schulen betrieben. Die Bundespolizei (RCMP) unterhielt nur sehr vereinzelt Posten. Eddy Weetaltuks Kindheit ist geprägt von Hungersnöten, von denen in den 1930er Jahren viele Inuit betroffen waren. Die Begeisterung eines Sechsjährigen für die katholischen Missionare beginnt mit einem breiten Lächeln, Kuchen und Süßigkeiten (40/41); für seine Eltern, die zu dieser Zeit noch entscheiden konnten, ob sie ihre Kinder einem Missionsinternat anvertrauen wollten, spielte wohl die Hoffnung, zumindest zwei ihrer Kinder versorgt zu sehen, eine Rolle. Dass Eddy Weetaltuk, wie von der Herausgeberin behauptet, von ‚rundweg positiven Erfahrungen‘ (8) berichtet, kann ich dem Text nicht entnehmen. Er erzählt auch vom Drill, von Grausamkeiten wie langen Schweigegeboten, brutalen Körperstrafen; sein Bruder will dies nicht ertragen und verlässt die Mission. Eddy Weetaltuk berichtet vom Arbeitsdienst, den die Kinder leisten; er ist wesentlich für den Unterhalt der Missionsstation. Eddy Weetaltuk schließt die Schule mit der 8. Klasse ab und beginnt im Alter von 16 Jahren auf der Missionsfarm eine Art Lehre. Nachdenklich stimmt die Geschichte seines Mentors Bruder Martin (75ff), dessen Verhältnis zum jungen Eddy Weetaltuk so eng ist, dass er ihn als Erben einsetzen will. Die äußerst harsche Reaktion der Mission und Martins Verfrachtung in eine psychiatrische Klinik gibt nicht nur dem jungen Eddy Weetaltuk zu denken. Er verlässt die Mission, arbeitet zunächst für die HBC und geht dann zusammen mit Freunden nach Ontario, arbeitet als Holzfäller, mal hier mal da, vertreibt sich die Zeit mit seinen Freunden, hat aber keine Perspektive. Von einem Teenager wäre das wohl auch zu viel verlangt, mehr noch von einem, der bis dahin kaum Gelegenheit dazu hatte, eigene Entscheidungen zu treffen. Eddy Weetaltuk wählt das, was ihm bereits vertraut ist, nämlich ein geregeltes Leben unter dem Kommando anderer. Da er davon überzeugt ist, dass Inuit nicht in die Armee aufgenommen werden, legt er sich eine neue Identität zurecht. Mit

welcher Energie und welchem Erfindungsreichtum er das macht, ist beachtlich. Er ist bereit, jeden Kontakt zu seiner Familie abzubauen, und er wird alles dafür tun, damit sein Betrug nicht auffliegt. In diesem Sinne nimmt er sein Leben tatsächlich in die Hand. Mit 19 Jahren, 1952, tritt er in die kanadische Armee ein, angeworben für den Einsatz im Koreakrieg. Er ist mächtig stolz darauf, der erste Inuk in der kanadischen Armee zu sein: „Ich war entschlossen, der Welt zu zeigen, wie Inuit zu kämpfen und zu sterben verstehen“ (123). Die Schilderung dieser Umstände ist im Hinblick auf den zweiten Teil des Buches, den Artikel von Thibault Martin, bedeutsam. Die folgenden Kapitel kann man kurz zusammenfassen: Es geht um Ausbildung und Drill, aber es geht ebenso ums Saufen und Feiern, um Sex und überhaupt ums über die Stränge schlagen – dann um Krieg, den Krieg in Korea: „Es war immer das gleiche: jede Nacht hörten wir die Explosionen und warteten auf den Angriff“ (157). Nach dem Waffenstillstand 1953 „geht das Leben weiter“ (170ff), das Leben als Soldat, nun wieder ohne Krieg, ansonsten unverändert. Bei allem Schwadronieren scheint doch immer wieder einmal eine kritische Distanz auf, ein Hauch von Ironie, manchmal auch von großer Naivität. Wann genau Eddy Weetaltuk in Deutschland stationiert wird, ist schwer zu rekonstruieren. Eine auf 1955 datierte Photographie zeigt ihn im Kreise deutscher Freunde in Iserlohn. Man ist natürlich gespannt, wie er das Nachkriegsdeutschland der 1950er Jahre wahrnimmt. Aber wie schon bei der Schilderung seiner Eindrücke von Japan deutlich wird, spielt sich sein Leben im Umfeld seiner Kaserne ab, der Kontakt zur einheimischen Bevölkerung ist weitgehend auf Kneipen und Bordelle beschränkt. Von den Verwüstungen, die er in beiden Ländern so kurz nach dem Krieg gesehen haben muss, spricht er nicht. Natürlich fällt ihm auf, dass Menschen, die vor kurzem noch Todfeinde waren, nun zu Freunden geworden sind, in schicken Uniformen, wie er findet, und dass besonders die Frauen, in Japan wie in Deutschland, sehr freundlich

sind. Der Leser lernt die Kneipe von Heinz, Willi und Clara kennen. Dass aus der Beziehung zu Clara nichts wird, liegt an Eddy Weetaltuk. Der Rest ist schnell erzählt. Als sein Jugendtraum, im Süden Kanadas zu leben, Wirklichkeit werden kann, schlägt er auch das aus: „Es war Zeit für mich, nach Hause zu kommen“ (225). 1967 verlässt Eddy Weetaltuk die Armee, ein Mann im besten Alter. Hier ist man nun wieder gespannt, denn in den späten 1960er Jahren beginnt in Kanada eine turbulente und hoch politisierte Zeit der Veränderung, besonders für die indigene Bevölkerung. Davon spricht Eddy Weetaltuk leider überhaupt nicht. 1974, als der Text geschrieben wird, tobte seit Jahren die Auseinandersetzung um das James Bay Hydroelectric Project, Eddy Weetaltuk erwähnt aber nur die Bauarbeiter, die in Great Whale mit den Mädchen anbandeln und Kinder hinterlassen; es erinnert ihn an sein Soldatenleben. Die Veränderungen, die in der James Bay Region stattfinden, die Diskussionen, die das Leben bestimmt haben müssen, er kommentiert sie eben gerade nicht – anders als der Klappentext verspricht.

Vom zweiten Teil der Publikation, verfasst von Thibault Martin, würde man einen direkten Bezug zu Eddy Weetaltuks Lebensbericht erwarten, davon kann aber keine Rede sein. Thibault Martins Aufsatz bietet im Wesentlichen einen historischen Abriss der Beziehungen zwischen den First Nations und der britischen Krone, dann Kanada. Dies mag für den Leser neu und interessant sein, ebenso wie die Diskussion der Rolle von Indianern und Métis als Kriegsteilnehmer an beiden Weltkriegen, ihre Diskriminierung und Marginalisierung als Veteranen. Aber was hat das alles mit Eddy Weetaltuk zutun? Wo ist der Bezug zu seiner Geschichte oder zur Geschichte der Inuit, irgendwo im ehemaligen Rupert's Land? Die Versuche, einen solchen Bezug herzustellen, sind wenig überzeugend und wirken konstruiert (253ff), sie verdeutlichen eher die Kluft zwischen Eddy Weetaltuks Biographie und dem eigentlichen Gegenstand des Aufsatzes, nämlich dem Einfluss,

den die Erfahrungen der Kriegsveteranen der beiden Weltkriege auf das „Selbstbild von Indigenen“ (230) hatten. Thibault Martin argumentiert zunächst, dass „[...] der Indigene das Produkt einer Zuschreibung von außen [ist]“ (259). Sicher ist es wichtig, einen eventuell der Indianerromantik verfallenen Leser darüber aufzuklären, dass ‚Indigene‘ nicht natürlicherweise nur für ein Leben in der Wildnis geeignet sind, oder ein Leben führen wollen, wie es Eddy Weetaltuk als Kind mit seiner Familie lebte. Leider kann man den Text (259f) nicht nur so lesen, denn die Formulierungen sind alles andere als eindeutig. Ob dies der Übersetzung oder dem Original zuzuschreiben ist, bleibt unklar. Unmissverständlich ist jedoch Thibault Martins abschließende These, die wie folgt lautet: Die „Formen und Inhalte der indigenen Kriegsteilnehmer [sind] der wesentliche Ausgangspunkt [...], von dem aus sich die Herausbildung einer indigenen Identität, ihre politischen Projekte und die Gerichtsverfahren, wie sie sich heute präsentieren“ (260), entwickelt hat. Dies ist eine wahrhaft überraschende Einschätzung, die in ihrer Zuspitzung auf wenig Zustimmung stoßen wird, nicht nur bei den ‚Indigenen‘. Geradezu absurd wird diese These vor dem Hintergrund der Lebensgeschichte des damals vielleicht einzigen Inuk in der kanadischen Armee, die man gerade gelesen hat. Von einem politischen Engagement oder gar einer tragenden Rolle Eddy Weetaltuks bei den Verhandlungen, in denen die Inuit zusammen mit den Cree der James Bay Region zwischen 1971 und 1975 das James-Bay-Agreement (*Convention de la Baie-James et du Nord québécois*) erkämpften, ist dort nicht die Rede. Dass Inuit, ganz ohne Veteranen, äußerst erfolgreich an den erwähnten ‚politischen Projekten und Gerichtsverfahren‘ beteiligt waren, wird verschwiegen, ja die gesamte Auseinandersetzung, die seinerzeit weltweite Aufmerksamkeit erzeugte, bleibt unerwähnt. Wie viele der Cree wohl Veteranen waren? Der Vertrag von 1975 gilt vielen als letzter Vertrag alter Schule, er war dennoch richtungweisend für alle folgenden Verhandlungen und

Verträge, die in Kanada mit den First Nations, Métis und Inuit geschlossen wurden. Nebenbei bemerkt sei, dass bereits 1971 die Inuit Tapiriit Kanatami (früher: Inuit Tapirisat of Canada) gegründet wurde, ein Zusammenschluss aller kanadischen Inuit; 1977 folgte auf internationaler Ebene das Inuit Circumpolar Council (ICC), mit insgesamt vier Unterorganisationen in Kanada, Alaska, Chukotka und Grönland, das seit 1983 bei den Vereinten Nationen akkreditiert ist – als eine der ersten NGOs überhaupt. Ein zentrales Anliegen des ICC war es von Beginn an, die Zerstörung der Arktis durch kommerzielle Interessen, insbesondere Ölförderung und Öltransport, zu verhindern. 1999 verwirklichte sich mit der Schaffung des Territoriums Nunavut für die Inuit der östlichen Nordwest Territorien der Traum von Selbstbestimmung und Autonomie – nach 30 Jahren Verhandlung. Was Quebec betrifft, so ist die Situation bei weitem nicht so fortgeschritten, wie man das dem Text bzw. dem Glossar entnehmen könnte, in dem zwar Nunavik, nicht aber Nunavut aufgeführt ist. Erste Schritte zu einer erweiterten Selbstverwaltung wurden zwar im Zusammenhang mit dem James Bay Abkommen von 1978 unternommen; Verhandlungen mit der Provinz Québec über einen Status, der dem Nunavuts vergleichbar wäre, sowie über nicht geregelte Landrechtsfragen, begannen jedoch erst in den 2000er Jahren und sind laut *Canadian Encyclopedia* bis heute nicht abgeschlossen. Eddy Weetaltuk hat dies alles als unmittelbar Betroffener miterlebt. Hätte er, der Veteran, dabei eine Rolle gespielt, Thibault Martin hätte es bestimmt als Beleg für seine These hervorgehoben. Die verschämten Bemerkungen zu den Rangers und zum Klimaschutz eignen sich dafür nicht (253ff), und sein Verweis auf die Gründung von Umiujaq (254) ist insofern irreführend, als eine solche Kompensation bereits als Teil des Vertrags von 1975 von den Inuit erstritten worden war – eine Neugründung für die, die nicht im Schatten des Staudamms leben wollten.

Von einer Übersetzung, insbesondere der eines dezidiert populären Buches, kann

man nicht unbedingt einen kritischen Kommentar verlangen. Allerdings hätte die deutsche Ausgabe davon sehr profitiert, ebenso, wie sie bereits von der Korrektur des krassen Fehlers im Originaltitel (*Un inuit de la toundra* ...) profitiert. Befremdlich ist, dass mit keinem Wort erwähnt wird, in welcher Sprache Eddy Weetaltuk sein Manuskript verfasst hat. Auch hätte der deutschen Übersetzung intensives Korrekturlesen gutgetan – im Hinblick auf sachliche Fehler, im Hinblick auf unglückliche Formulierungen, die manchmal Stilblüten gleichkommen, im Hinblick auf Sorgfalt. Zahlreichen Ungereimtheiten fallen auf, ob sie der Originalfassung geschuldet oder auf Übersetzungsfehler zurückzuführen sind, ist nicht immer klar erkennbar. Uneinheitliche Schreibungen fallen auf, ebenso sprachliche Fehler. Die Anordnung des Glossars ist inkonsistent. Der Leser wundert sich über die immer wieder auftretende Vermischung von Englisch und Französisch; besonders unangenehm fällt sie in der Literaturliste auf, in der sie gehäuft vorkommt. Diese ist zudem nicht strikt alphabetisch geordnet und weist Lücken auf. Dass Dickasons Klassiker nur in der französischen Übersetzung aufgeführt wird, ist für ein deutsches Publikum wenig hilfreich. Die größte Schwäche des Buches ist jedoch eine konzeptionelle. Sie liegt in der wenig plausiblen Zusammenführung der beiden Teile des Buches, der Lebensgeschichte Eddy Weetaltuks einerseits, mit Thibault Martins Aufsatz über die Geschichte der Beziehungen Kanadas zu den First Nations, wohlgermerkt *nicht* der Inuit, andererseits. Allen, die an einem zeitgenössischen Bild des Lebens in der damaligen ‚Ostarktis‘, heute Nunavut, interessiert sind, empfehle ich Hugh Brodys *The People's Land* von 1975. Das Buch ist immer noch erhältlich.

Brody, Hugh, *The People's Land. Eskimos and Whites in the Eastern Arctic*. Harmondsworth: Penguin, 1975.

Dickason, Olive, *Canada's First Nations. A History of Founding Peoples from Earliest Times*. Toronto, Oxford, New York: Oxford University Press, 1996 [1992].

www.inuitcircumpolar.com (konsultiert am 8.7.2015)
 www.thecanadianencyclopedia.ca/en/article/inuit (letzte Überarbeitung 03/04/15; konsultiert am 30.6.2015)

Elke Nowak

George Copway, *The Traditional History and Characteristic Sketches of the Ojibway Nation*, Early Canadian Literature Series, Afterword by Shelley Hulan, Waterloo, Ontario: Wilfrid Laurier University Press, 2014 (208 pp., ISBN 978-1-55458-976-0, US\$ 24.99)

In 1850 a person with dual allegiances published a book in London, England, that is still a very valuable source of information in the field of First Nations. His English name was George Copway, his Ojibwa name Kah-ge-ga-gah-bowh. A year later the book came out in Boston, with minor changes: "The Traditional History and Characteristic Sketches of the Ojibway Nation". In 1972 a reprint was published by Coles, Toronto, edited by A. LaVonne Brown Ruoff who taught Native American Literature at the University of Illinois at Chicago. In recent years several reprints have entered the book market, encouraged both by an increased interest in the subject matter and the availability of on-demand printing. Meanwhile both the London and the Boston editions have been made available online in reproductions of the original.

The author's dual allegiances connected him both with his Native heritage and with the settler societies in Canada and the United States. His book was (and still is) valued highly as one of the first Indigenous histories of North America, providing a wealth of information about traditions and world view, about wars of the Ojibwas with the Sioux and Eastern Iroquois as well as detailed descriptions of Ojibway settlements in Ontario. It starts out like a guidebook, praising the scenery and its inhabitants:

"The extent of territory occupied by the Ojibway nation, is the largest of any Indian possessions of which there is any definite knowledge [...] In going from east to west, along the borders of the lakes, the scenery is so changing and of such kaleidoscope variety and beauty that description is impossible [...] The mountains, rivers, lakes, cliffs, and caverns of the Ojibway country, impress one with the thought that Nature has there built a home for Nature's children."

Copway's prevalent perspective is that of a third-person narrator, which is made obvious in many chapter headings: "Their Origin", "Their Wild Game", "Their Wars with the Sioux", etc. He tries to do justice to Ojibway traditions, but his training as a Methodist minister and missionary requires distancing. This seems to have led him to describe traditional Native life as a thing of the past. So he starts his chapter on "Their Religious Belief" with these words:

"The Ojibway nation believed in a great Good Spirit, and in a Bad Spirit. They had also 'gods innumerable,' among which was 'the god of war,' 'the god of hunting,' and 'the god of the fowls of the air.'"

He sees himself as a modernist, capable of adapting to changing times, but when he writes down some of the old legends, carefully and with considerable narrative talent, it becomes obvious that he still considers them important.

He proudly demonstrates a high degree of education, showing that he is someone able to produce a book which meets the standards of the educated class, perhaps in part in order to convince a publisher. This may be what has led him to include a number of quotes from English literature both into chapter headings and in the course of his text. Or he may have felt such quotes summed up very well indeed what he wanted to say. When in Chapter I he writes about "Their Mountains" and describes a scene, he sounds like an English gentleman admiring the "Son of the Forest":

"His erect and manly form, his easy, graceful motion, are true indications of

the exalted soul that lives its active life within. Living as he does, amid the happiest creations of the Great Creator, he cannot but adore and worship Him. His devotion is pure. He

'Sees God in storms and hears him in the wind.'"

This is almost a direct quote from Alexander Pope's "Essay on Man" of 1733-34 ("Lo, the poor Indian! whose untutored mind / Sees God in clouds, or hears Him in the wind"). Copway's use of a quotation from English poetry works to distance himself from the "untutored mind".

Another line he uses as a motto for Chapter IV is taken from Nathaniel Cotton's "Visions in Verse" (1753), "*Fantastic, frolicksome, and wild, / With all the Trinkets of a Child,*" a text that may have been less familiar than Pope's. He also makes use of Lord Byron, taking the motto for Chapter V from "Don Juan": "Twas blow for blow, disputing inch by inch, / For one would not retreat, nor 'tother flinch" (Copway's Boston edition has the correct "'t'other" instead of "'tother"), and the motto for Chapter VI is from the same author's "The Giaour". It seems quite possible that here Copway enjoyed considerable assistance from the daughter of a farmer from Yorkshire, Elizabeth Howell, who had married him in 1840.

Unfortunately there has never been a critical edition of Copway's book – and with so many undercurrents producing such a text would certainly not be an easy task. The new edition from Wilfrid Laurier University Press has not taken on this chance. The ambition of publisher and editors were much more modest. As editor of the series, Benjamin Lefebvre contributes a preface (he must mean "conversion" when he refers to Copway's "conversation to Christianity", p. vii). The edition is based on the London publication, and Lefebvre explains his editorial policy as far as typographical errors and inconsistencies are concerned (Copway had used both "Ojibwa" and "Ojibway", "Iroquois" and "Iroquis", etc.) and lists some editions and secondary literature. The editorial policy did not include comparing the

London and Boston editions – some obvious errors had been corrected in the Boston edition, like in the heading of Chapter VI (“Their War between the Iroquis and Western Hurons” in London, changed to “The War” in Boston). The pictographs shown in Chapter X (Copway states that there are “over two hundred figures in general use for all the purposes of correspondence”) were arranged differently in the Boston edition; this may have been simply for reasons of layout. But how relevant were these symbols, suitable for communication without language, in reality? A critical comment would have been welcome.

Readers turning to the afterword by Shelley Hulan should not expect an answer. While she does refer to a number of important publications on Ojibway literature and First Nations autobiographies, her text focuses on a discussion of Copway’s rhetorical strategies, with reference to Roland Barthes and Michel Foucault. One of her major concerns is how we should or might see the fact that Copway included rather long excerpts from publications by other authors, in the light of up-to-date philological discussion.

Michael Friedrichs

Gordon W. Smith, *A Historical and Legal Study of Sovereignty in the Canadian North: Terrestrial Sovereignty, 1870-1939*, Calgary: University of Calgary Press, 2014 (512 pp.; ISBN 978-1-55238-720-7; CAD 39,95)

With the publication of Gordon W. Smith’s work in *A Historical and Legal Study of Sovereignty in the Canadian North: Terrestrial Sovereignty, 1870-1939*, the historian P. Whitney Lackenbauer seeks to bring attention to the long and complex history of Canada’s sovereignty claims in the North American Arctic. As Arctic states seek to delineate their maritime boundaries and clarify the status of their Arctic waters through established legal frameworks, Lackenbauer pro-

vides a reminder of the historicity of current events and seeks to provide a “robust understanding of sovereignty questions, policy, and practices” (xiii) for scholars and Arctic stakeholders alike. Born in Alberta in 1922, Smith worked as a historian after the end of World War II and later as a government contractor to examine and report on Canada’s sovereignty claims in the Arctic. In 1952, Smith completed his doctoral degree with a thesis entitled “The Historical and Legal Background of Canada’s Arctic Claims” at Cornell University and accepted a position as professor of history at the Collège militaire royale de St. Jean (CMR) in Quebec where he mentored, among others, historians-in-training Jack Granatstein and Desmond Morton. After leaving CMR, Smith joined the Arctic Institute of North America for a two-year period before working as a contractor for the Canadian International Development Agency abroad. Following the crossing of the Northwest Passage by the U.S. tanker *SS Manhattan* in 1969, he conducted extensive research in Canadian, American, British, Russian, and Norwegian archives for a variety of Canadian government agencies until his passing in 2000. Throughout this time, Smith produced a wealth of reports and unpublished essays in which he traced the legal history of activities in the North as they relate to Canada’s sovereignty claims in the Arctic.

A Historical and Legal Study of Sovereignty in the Canadian North consists of an introductory essay and sixteen chapters that broadly cover the period from the early nineteenth century to World War II. Smith begins with a brief overview of those non-indigenous actors who were active in the North American Arctic before 1870. During this period, whalers from the United States, the Netherlands, and Scotland along with fur traders, explorers, and missionaries traveled across the Canadian North and the Hudson’s Bay Company became the primary administrative actor in what the newcomers considered unoccupied land. In a next step, Smith examines the ill-defined British transfer of 1870 and 1880 in which Canada was

given title over Rupert's Land and the Northwest Territory, including the Arctic Archipelago. By extensively citing British government communications Smith documents how the Colonial Office in London had imperfect knowledge of the exact delimitations and the validity of its claims to the Arctic islands. While this caused concern in Ottawa over Canada's title to the Arctic Archipelago in the future, the remaining years of the nineteenth century saw little activity in the North. In the following chapters, Smith chronicles the challenges – perceived and real – to Canadian ownership over northern and Arctic territory and Ottawa's respective responses. To quell doubts about the legality of the British transferal, Ottawa had London pass the Colonial Boundaries Act of 1895, establishing the four northern districts of Ungava, Yukon, Mackenzie, and Franklin. When whalers in Hudson Bay and fortune hunters along the Klondike amassed, Ottawa began to dispatch the North West Mounted Police to the Yukon and Hudson Bay and it initiated a series of sovereignty expeditions led by Albert P. Low and Joseph-Elzéar Bernier along Hudson Bay and the eastern Arctic. These expeditions became institutionalized in the Eastern Arctic Patrol during the 1920s and 1930s. Smith provides ample documentation on the U.S.-British-Canadian arbitration over the Alaska-Yukon boundary of 1903 and dispenses with accusations of a British sellout or American belligerence. Not U.S. activities but the Russian-British boundary treaty of 1825 was to blame for the vulnerability of Canada's claims to greater access to the Alaskan panhandle, and ultimately for the arbitration in favor of the United States. Other Canadian responses to sovereignty challenges in the Arctic by mostly Norwegian and American explorers saw the emergence of the unofficial 'sector principle,' which in a slice-of-pie-like shape declared all territory from the North Pole extending south to Canada's Arctic coastline under Canadian sovereignty. Although the principle received much prominence by Senator Pascal Poirier's declaration in 1907,

Smith demonstrated that its intellectual legacy can be traced back to the 1493 papal bull *inter caetera* that divided the Western hemisphere among the kingdoms of Spain and Portugal.

Smith's writings contribute a detailed documentation of the evolution of Canada's land-based sovereignty claims in the North American Arctic before World War II. What is more, they make plain the extent to which Ottawa relied on explorers, scientists, and traders to define priorities and challenges to Canada's Arctic claims. Smith's chapters on the Canadian explorer Vilhjalmur Stefansson and his unauthorized expedition to claim Wrangel Island for Canada or Stefansson's ability to raise concerns over Canada's title to Ellesmere Island illustrate the influence that some explorers exerted over Ottawa. Low and Bernier's expeditions equally illustrate the role of explorers in demonstrating Canada's control over the eastern Arctic islands when their scientific ambitions met Ottawa's political interests and resulted in expeditions that had the sole purpose of 'showing the flag.'

Lackenbauer's richly illustrated edition of Smith's research is a valuable source, both as a historical document that informed the Canadian government on questions of sovereignty during the second half of the twentieth century as well as a part of the historiography on the evolution of Canada's sovereignty claims in the Canadian North. The chapters provide a strong foundation upon which future research can expand. Beyond the avenues Smith offers for further research, scholars may also listen to the silences in his writings. The role of indigenous peoples, environmental questions, and the impact of perceptions and ideas as they relate to the formulation of sovereignty claims in the Canadian North, for example, remain unexamined. Additional volumes of Smith's work that include issues of maritime as well as terrestrial Arctic sovereignty in the years following World War II "may" (xiv) be published in the future. *A Historical and Legal Study of Sovereignty in the Canadian North: Terrestrial Sovereignty,*

1870-1939, is available in digital formats and free of charge at the University of Calgary Press website.

John Woitkowitz

Robert Zacharias, *Rewriting the Break Event: Mennonites & Migration in Canadian Literature*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2013 (232 pp.; ISBN: 978-0-88755-747-7; CAD 31,95)

With authors such as Paul Hiebert, Rudy Wiebe, Patrick Friesen, Di Brandt, David Bergen, Sandra Birdsell, Miriam Toews, and others, Mennonite writers have long been a notable presence in English-Canadian literature, and in recent decades, a considerable amount of scholarship has investigated their texts. But are there things that unite Mennonite authors beyond the fact that they have some biographical connection to Mennonites? This is one of the many questions Robert Zacharias tackles in his recent study *Rewriting the Break Event: Mennonites & Migration in Canadian Literature*. But Zacharias does not aim at providing a definitive answer to this question. He is rather interested in one phenomenon that unites a considerable amount of Canadian Mennonite writers, i.e. the fact that many of them have explored and revisited a particular event in their fiction: the Mennonite move from Russia and their migration to Canada in the 1920s, which, according to Zacharias, can be called a (Russian Canadian) Mennonite 'break event' (Robin Cohen).

The blurb of Zacharias' book tells readers that the study, amongst other things, "offers close readings of five novels that retell the Mennonite break event through specific narrative strains", but in fact, it does much more than this. It is telling, for example, that a chapter dedicated to a reading of Rudy Wiebe's *The Blue Mountains of China* (1970) eloquently branches off into a much more general theoretical direction, on pp. 162-168, discussing J. Hillis Miller, Stuart Hall, Hildi Froese Tiessen, and Gilles Deleuze in an attempt to problematize notions like

"repetition, difference, and [Mennonite] identity" (168). Such a discussion is very fitting in an interpretation of Wiebe's complex narrative, but it also signals a much greater concern that Zacharias deals with. It is not his main aim to just analyse the five novels *My Harp is Turned to Mourning* (Al Reimer, 1985), *Out of the Storm* (Janice L. Dick, 2004), *The Russländer* (Sandra Birdsell, 2001), *Lost in the Steppe* (Arnold Dyck, 1944-48/translated from German in 1974), and *Wiebe's Blue Mountains*. Rather, as he himself posits, the "central argument of this study is that it is worth pausing over the literary rewritings of such break events, which, in returning to the same conceptual and historical ground over and over again, serve as cultural palimpsests for how a given migrant community renegotiates its larger collective history." (10)

Consequently, then, *Rewriting the Break Event* starts with an introduction ("On Rewriting Migration in Canadian Literature", 3-46) and "Chapter 1: Mennonite History and/as Literature" (47-70), which, together with the book's conclusion ("On Reading Migration in Canadian Literature", 179-187), comprise a good 40 percent of the book. This is not to the study's disadvantage, though. The introduction and the first chapter serve as a contextual framework for the following readings of the primary texts, but with an acute sense for complexities they also pause to consider phenomena that are important when studying ethnic entities or literatures labelled as ethnic in general. In an admirably concise but not unduly simplistic way, for example, Zacharias recounts the institutionalization and the sponsorship of Canadian cultural production from the 1950s onwards as well as Canada's road to multiculturalism on three pages (34-36) that could serve as background material for Canadian Studies 101 or CanLit 101 courses. He also skilfully summarizes the early history of Mennonites (48-49) on just about a page and a half. In these passages and elsewhere, the book successfully engages in "historicizing Mennonite Canadian literature as a critical con-

cept" (46, my emphasis), in presenting the history of Russian Mennonites and at the same time pointing out different understandings of said history. As he states, the novels he discusses, in their "retelling of the break event" work "in precisely the opposite direction of master narratives: they repeat order to multiply, rather than narrow, the possible meanings and forms of the community" (70).

What follows is a critical examination of the novels named above, in chapters titled: "Gelassenheit or Exodus: *My Harp is Turned to Mourning* and the Theo-Pedagogical Narrative" (Chapter 2, 71-98); "Dreaming das Völklein: *Lost in the Steppe* and the Ethnic Narrative" (Chapter 3, 99-128); "The Individual and the Communal Story: *The Russländer* and the Trauma Narrative" (Chapter 4, 129-152); and: "The Strain of Diaspora: *The Blue Mountains of China* and the Meta-Narrative" (Chapter 5, 153-178). By thus highlighting generic differences between the texts, Zacharias draws attention to the fact that literary retellings of one and the same event or time vary significantly, can be categorized in ways that make it possible to talk about them in a more meaningful way, and, maybe most importantly, reflect

debates within a group's negotiations of its own identity. The close readings are thorough and make sense, and it is a strength of Zacharias' study that he does not lose sight of his contexts, often includes comparisons with the other primary texts, and does not shy away from (theoretical) excursions, either.

All in all, *Rewriting the Break Event* is successful in making readers pause, not only over diverse literary rewritings of 'Russian' Mennonites' migration to Canada in the 1920s and what this diversity represents, but over a number of topics that are of major importance in the study of Canadian, ethnic, and multicultural literatures. A point of criticism one might bring towards the book is that its subtitle, *Mennonites & Migration in Canadian Literature*, signals something much more general than a focus on one specific migratory event. But then, of course, the 'break event' this study deals with is a central narrative in Mennonite literary renditions of migrations to Canada, and one of the strengths of *Rewriting the Break Event* is its critical awareness and its fruitful discussion of the frames we use in our interpretations of literary texts.

Lutz Schowalter